



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2025

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Gremper AG, Pratteln
Bezugsquelle: Archäologie Baselland, Amtshausgasse 7, CH-4410 Liestal
oder als Download: www.archaeologie.bl.ch



© 2026 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Archiv der Archäologie Baselland.



Gut im Schuss

Tag für Tag steht das Team der Archäologie Baselland für den Erhalt unseres Kulturerbes im Einsatz. Die jährlichen Berichte darüber sind weit mehr als die Pflichtübung einer Amtsstelle. Sie sind ein zentrales Element zur Erfüllung unseres gesetzlichen Auftrags, die neuesten Erkenntnisse zur regionalen Vergangenheit einer breiten Bevölkerung «innert angemessener Frist» zu präsentieren. Zudem entwickeln sie sich zusehends zu einem Nachschlagewerk zu Funden und Fundstellen im ganzen Kanton, das zum Beispiel über die Volltextrecherche auf unserer Website leicht zu durchsuchen ist.

Die Strahlkraft des Berichts ist nach 19 Ausgaben mehr als erfreulich. Die mittlerweile 1000 gedruckten Exemplare sind innerhalb eines knappen Jahres jeweils vergriffen. Hinzu kommen Hunderte von Downloads über die Website der Archäologie Baselland oder externe Portale wie die nationale Plattform e-periodica. Aber eben: Die «handfeste» Version wird nach wie vor sehr geschätzt.

Bauherrschaften, Architektinnen und ehrenamtliche Mitarbeitende lesen die Berichte ebenso wie Personen, die sich mit der Geschichte und Identität der Region beschäftigen. Interesse und Verständnis für die Anliegen der Archäologie steigen so Jahr für Jahr. Komplimente wie «unglaublich beeindruckend», «überraschend vielfältig» oder einfach nur «wunderschön» hören wir oft und gerne. Unvergessen auch der Architekt, der zurückmeldete, er hätte sich noch nie mit unserem Fach beschäftigt, bis er unseren Bericht in die Hände bekam. Den habe er fasziniert und begeistert von A-Z durchgelesen.

Was soll man mehr dazu sagen? Ich wünsche Ihnen frohe Lektüre und spannende Entdeckungen!

Reto Marti
Kantonsarchäologe



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	16
Verluste und Verzichte	32
Grabungen und Bauuntersuchungen	40
Fundabteilung	100
Konservierungslabor	130
Archäologische Stätten	142
Dokumentation und Archiv	154
Auswertung und Vermittlung	162
Zeittabelle	184



Jahresrückblick

Es heisst, Archäologie sei nicht planbar. Ähnlich wie eine Feuerwehr hat die Archäologie Baselland den Auftrag, jeweils dort aktiv zu werden, wo es «brennt», wo kulturhistorische Substanz von der Zerstörung bedroht ist. Oft wird der Einsatz durch äussere Faktoren ausgelöst, etwa den Start eines Bauprojekts.

Dennoch ist die Aussage nicht ganz korrekt. Zum einen legen wir grossen Wert darauf, uns früh in Bauvorhaben einzubringen, um einen reibungslosen Ablauf allfälliger Untersuchungen zu gewährleisten. Zum anderen versucht die Archäologie Baselland, sich ein Bild von dem zu machen, was sie noch nicht kennt, um in Zukunft präziser reagieren zu können. Das können mit KI-Unterstützung generierte Karten sein, die das archäologische Potential aufzeigen, aber auch die massstabgetreue Übertragung historischer Bildquellen wie der Skizzen des Landgeometers Georg Friedrich Meyer aus dem 17. Jahrhundert auf aktuelle Dorfpläne. Was das Team in dieser Hinsicht geleistet hat und welche spannenden Entdeckungen die Feldarbeit bereithielt, lesen Sie auf den folgenden Seiten.

Im September hat der Kanton Basel-Landschaft den gewichtigen Entscheid gefällt, die Fachbereiche der Archäologie Baselland und der Römerstadt Augusta Raurica zusammenzuführen. Eine starke, neue Archäologie Baselland soll zum Kompetenzzentrum für eine ganze Region werden. Was das genau bedeutet, erfahren Sie im nächsten, zwanzigsten Jahresbericht.

Zuletzt müssen wir noch eine traurige Nachricht vermelden: Im Berichtsjahr 2025 ist mein Vor-Vorgänger Jürg Ewald, der erste Kantonsarchäologe des Baselbiets, verstorben. Vieles, was wir heute fortführen, hat er aufgebaut. Eine Würdigung lesen Sie ab Seite 10.

Reto Marti

Was bringt der Blick in die Zukunft? Wo sind archäologische Funde zu erwarten? Je mehr wir darüber wissen, desto präziser können wir die Mittel, die für die Archäologie zur Verfügung stehen, steuern.

Die neusten Erkenntnisse

Das Gesamtbild einer Ausgrabung setzt sich aus vielen Details zusammen: Verena Geiger beim konzentrierten Freilegen.

Oft sind es die kleinen Entdeckungen, beim Freilegen einer Struktur im Boden, beim Abklopfen eines Verputzes in einem alten Gebäude oder beim Reinigen eines Fundstücks unter dem Binokular, die zu spannenden archäologischen Erkenntnissen führen. Auch der vorliegende Jahresbericht legt dafür reichhaltiges Zeugnis ab.



Daneben gibt es die «grossen» Entdeckungen, die aufgrund ihrer Tragweite wesentliche neue Einblicke zum Beispiel in die Kultur- oder Siedlungsgeschichte der Region liefern.

Das lange gesuchte Weiherhaus von Gelterkinden mit seiner vergleichsweise kurzen Nutzungszeit (s. Seite 72 ff.) oder die neuen Baudaten aus dem Mittelalter in Waldenburg (s. Seite 86 ff.), Muttenz (s. Seite 92 ff.) und auf der Burg Mittlerer Warthenberg (s. Seite 144 ff.) sind Beispiele dafür. Aber auch der Nachweis, dass bereits die frühesten keltischen Goldmünzen ihren Weg in die Region fanden (s. Seite 110 ff.), gehört in diese Kategorie, oder ein seltenes, qualitätsvolles Medaillon, das der römische Kaiser Antoninus Pius dem einstigen Besitzer möglicherweise persönlich in die Hand gedrückt hat (s. Seite 114 ff.).

Neben solchen Entdeckungen erscheint die Fundmeldung eines weiteren Hortes mit 553 Münzen aus der Zeit am Ende des Gallischen Sonderreichs (um 275/276 nach Christus) auf den ersten Blick schon beinahe «gewöhnlich» (s. Seite 60 ff.).

Mit einem Plan in die Zukunft

Egal wie man es dreht und wendet: Gemessen am gesetzlichen Auftrag, sämtliche archäologischen Funde von wissenschaftlichem Wert zu sichern, sind die Mittel, die der Archäologie Baselland zur Verfügung stehen, immer knapp. Es braucht daher Strategien und strukturierte Vorgehensweisen, um mit dem Vorhandenen ein Optimum an Informationen herauszuholen.

Um die vorhandenen Ressourcen gezielt einsetzen zu können und Leerläufe zu vermeiden, ist es wichtig, möglichst genau zu wissen, wo archäologische Funde in welcher Qualität zu erwarten sind. Dabei hilft zum einen unser Kataster der bereits bekannten Fundstellen. Zum anderen gibt es heutzutage – geografische Informationssysteme und künstliche Intelligenz sei Dank – computergestützte Methoden. Mit diesen kann man die Wahrscheinlichkeit berechnen, ob an einer noch unerforschten Stelle mit bestimmten Funden zu rechnen ist, etwa einem frühmittelalterlichen Gehöft. Mit einer Potentialkarte zu römerzeitlichen Siedlungsstellen unternahm die Archäologie Baselland 2025 erste Schritte in diese Richtung (s. Seite 24 ff.).

Ein anderer im Berichtsjahr verfolgter Ansatz betrifft die optimale Aufbereitung vorhandener historischer Daten. So wurden die oft konsultierten Dorfskizzen der Zeit um 1680 von Georg Friedrich Meier mit der heutigen Vermessung abgeglichen – eine wichtige Basis für die Schwerpunktstrategie der archäologischen Bauforschung (s. Seite 158 ff.).

Verbirgt sich hier irgendwo ein römisches Gehöft? Gemäss der aktuellen Potentialkarte könnte man zwischen Sissach und Ittingen fündig werden.



Ressorts Bauforschung und Archäologische Stätten werden gestärkt

Mit dem Abgang von Lukas Richner, der nach einer Weiterbildung neu als Data Scientist für das ganze Amt für Kultur im Einsatz steht, war der Zeitpunkt gegeben, die Ressorts der Bauforschung und der Archäologischen Stätten organisatorisch neu auszurichten. Bisher hat Christoph Reding beide in Personalunion geleitet. Nun übernimmt

Neu im Team der Bauforschung: Clothilde Isbary Ramspeck.

Nora Näf die Leitung der Bauforschung und wechselt damit ins feste Kader. Ihr zur Seite steht seit November Clothilde Isbary Ramspeck. Sie hat an der Universität Lumière Lyon II und der Eberhard-Karls-Universität Tübingen Mittelalterarchäologie studiert. Wir heissen sie beiden in ihrer neuen Funktion herzlich willkommen!



Christoph Reding danken wir für seinen grossen Doppelleinsatz in den letzten sieben Jahren. Er hat die Abteilung massgeblich weiterentwickelt, namentlich mit der Etablierung einer «Strategie Bauforschung» (Jahresbericht 2021, S. 16 ff.), der Digitalisierung wichtiger Dokumentationsprozesse und der Entwicklung vertiefter Gebäudeinventare, die am Beispiel der Gemeinde MuttENZ exemplarisch vorangetrieben wurden. So ist ein wichtiger Grundstein gelegt für eine breite, diverse Fachstellen mit einbeziehende Auseinandersetzung mit der Baselbieter Baukultur. Dies und die laufenden (s. Seite 148 ff.) beziehungsweise sich abzeichnenden Sanierungen von Burgruinen sind grosse Herausforderungen, die Christoph in Zukunft konzentriert in Angriff nehmen kann.

Archäologie kommt an!

Archäologie steht in der Region aktuell ganz offensichtlich hoch im Kurs. Nicht nur wegen der spannenden Ausstellung zu den 25 spektakulärsten Schatzfunden im Historischen Museum Basel, die sich eines grossen Besucherandrangs erfreut (s. Seite 164 ff.). Auch unsere Website verzeichnet mit über 40 000 Personen, die sich 2025 über die Arbeit der Archäologie Baselland informierten, einen neuen Zugriffsrekord. Und an Veranstaltungen wie dem Denkmaltag in Langenbruck (s. Seite 162 f.), dem Tag der offenen Grabung in Gelterkinden (s. Seite 72 ff.) oder dem Tag der offenen Baustelle auf Neu Schauenburg (s. Seite 148 ff.) strömen die Leute in Scharen herbei. Ganz zu schweigen von den vielen Wandernden, die ihren Ausflug ins Baselbiet jeweils mit dem Besuch einer Burgruine verbinden (vgl. Jahresbericht 2015, S. 10 und 2016, S. 8).

Dieser schöne Erfolg ist weniger einer besonders raffinierten Strategie, sondern vielmehr dem Engagement meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu verdanken. Ein grosses Dankeschön geht daher an das ganze Team, das sich Jahr für Jahr unermüdlich sowie mit grosser Begeisterung und

viel Herzblut für die Sicherung, Erschliessung, Erforschung und Vermittlung des überaus spannenden archäologischen Erbes des Kantons Basel-Landschaft einsetzt.

Reto Marti

Über 230 Personen pilgerten am 16. August hoch zur Ruine Neu Schauenburg, wo sie einen exklusiven Einblick in die laufenden Sicherungsarbeiten erhielten.





Jörg Ewald, auch als Chef immer noch gerne im Feld: hier 1994 anlässlich der Ausgrabungen in der Kirche von Ettingen.

Jürg Ewald, 31. Dezember 1938 bis 18. September 2025

Im Herbst 2025 ist Jürg Ewald verstorben. Ohne langes Leiden, ohne langen Spital- oder Altersheimaufenthalt durfte er – nach seinen eigenen Worten – «abtreten», wie die Traueranzeige der Angehörigen vermeldet. «Lieber zu früh als zu spät», war auch in dieser Lebenslage sein fester Entschluss. Mit Jürg Ewald verliert die Archäologie- und Museumsszene einen ihrer herausragenden Vertreter. Wer ihn kannte, wird auch seinen sprühenden Geist und seinen unwiderstehlichen Wortwitz vermissen.

Ewald ist in Liestal zur Welt gekommen, als fünftes von acht Kindern. Nach der Primar- und Realschule wechselte er ins Gymnasium und schliesslich an die Universität nach Basel. Dem Mittellehrerdiplom mit Latein, Deutsch und Geschichte folgte das Studium der Prähistorischen und Provinzialrömischen Archäologie, das er 1968 abschloss.

Bereits parallel zum Studium engagierte sich Jürg Ewald äusserst erfolgreich im Feld. 1961/62 war er – noch als Grabungspraktikant – massgeb-

lich an der Entdeckung des berühmten Silberschatzes von Kaiseraugst (Kt. Aargau) beteiligt, eines der grössten spätantiken Silberhorte des römischen Reiches. Geradezu ikonisch ist sein Portrait an der Seite des Augster Restaurators Werner Hürbin, mit Fahrrad, Tabakpfeife und der

Jürg Ewald (mit Pfeife) und Restaurator Werner Hürbin sichern im Februar 1962 zwei Platten aus dem Silberschatz von Kaiseraugst.



Jürg Ewald (links) mit
Ausgräbern auf der
Burgruine Scheidegg
(1970–1974).

«Meerstadtplatte» unter dem Arm. 1964/1965 untersuchte er – weitgehend im Einmannbetrieb – die Kirche St. Peter und Paul in Oberwil. Der anschliessend veröffentlichte Bericht setzte neue Massstäbe in der Kirchenarchäologie der Nordwestschweiz.

Nach Abschluss seines Studiums – offiziell seit 1971 – wurde Ewald der erste Baselbieter Kantonsarchäologe. Er baute die Kleinst-Dienststelle «Kantonsmuseum und Altertumsschutz» zum vielköpfigen «Amt für Museen und Archäologie» aus (1976), inklusive Römermuseum und Ausgrabungen Augst/Kaiseraugst. In den besten Jahren standen rund 100 Mitarbeitende in seinem Amt im Einsatz, darunter ein ganzes Heer studentischer Hilfskräfte. Besonders hervorzuheben sind in Ewalds archäologischer Laufbahn die zahlreichen Kirchengrabungen, eine ganze Reihe von Ausgrabungen in mittelalterlichen Burgruinen sowie die Etablierung des «Römervertrags» mit den Kantonen Aargau und Basel-Stadt. Letzterer schuf eine solide Kooperationsbasis für die Erhaltung, Erforschung und Vermittlung der Römerstadt Augusta Raurica und wurde eben erst erneuert.

Eine besondere Rolle spielte Jürg Ewald auch für die «Archäologie Schweiz» beziehungsweise die damalige «Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte». Als deren Präsident (1976–1979) führte er den Verein aus einer tiefen Krise und



wurde für diese Leistung 1982, zum 75-jährigen Jubiläum der Gesellschaft, zum Ehrenmitglied ernannt. Eine Bilanz seines reichen archäologischen Schaffens zog Ewald gemeinsam mit seinem akademischen Adjunkten Jürg Tauber in der Ausstellung «Tatort Vergangenheit», kurz vor seiner Pensionierung im Dezember 1998. Auch eine Festschrift, dargereicht von seinen Mitarbeitenden, ist zu diesem Anlass erschienen.

Jürg Ewald bleibt uns aber nicht nur als äusserst erfolgreicher Archäologe in Erinnerung. 1970 übergab ihm sein Vorgänger Paul Suter die Leitung des kantonalen Museums. Auch hier wurden Studierende beigezogen, um Sammlungsbestände zu inventarisieren und aufzuarbeiten. Parallel dazu wurde die Restaurierungsabteilung ausgebaut, die 1981 mit Teilen der Sammlungen an die Frenkendorferstrasse in Liestal umzog. 1975 erwarb das Kantonsmuseum die Seidenbandsammlung der Firma Seiler & Co. Damit war der Grundstein gelegt für das zentrale Baselbieter Kulturerbe-Thema: die Seidenband- und Textilindustrie.

1979 wurde das in die Jahre gekommene Museum im Regierungsgebäude geschlossen und 1984 mit der ersten Dauerausstellung zur Bandweberei im frisch renovierten und für museale Zwecke neu ausgestatteten «Museum im alten Zeughaus», dem heutigen Museum.BL, feierlich wiedereröffnet.

Spielecke in der 1984 eingerichteten Seidenband-Ausstellung im damals neu eröffneten Museum, dem heutigen Museum.BL.



Unvergessen: Festredner Jürg Ewald donnert für die Vernissage von «A walk on the wild side» mit einer Harley auf die Bühne (1998).

1986 folgte die zweite Dauerausstellung «Steinbruch, Wald und Magerwiese» (Naturgeschichte), 1988 «Spuren von Kulturen» – im Laufe der Jahre begleitet von vielen, vielen Sonderausstellungen. 1995/96 kam es zu einer ersten trinationalen Kooperation mit der Ausstellung «Nach dem Krieg/

Après la guerre». Zudem wurde der «Museumsapéro» eingeführt, die heutige «Museumsbar», eine äußerst beliebte öffentliche Vortragsreihe im lockeren Rahmen. 1997 folgten Shop und Café im neuen Museumsfoyer und eine erste Museumswebsite. Eine Herzensangelegenheit war Jürg Ewald zudem



die Aufwertung und Vernetzung der Baselbieter Museumslandschaft und ihrer wertvollen Sammlungsbestände. So engagierte er sich für eine Professionalisierung der Museumsarbeit, unter anderem als langjähriger Präsident der Stiftung Museen Basel-Landschaft (1998–2015).

Jürg Ewald wirkte in einer Zeit des wirtschaftlichen Aufbruchs, in der die Leistungen der kantonalen Verwaltungen stark ausgebaut und professionalisiert wurden. Er hat diese Chance mit immensem Elan gepackt, dabei auch den Konflikt mit seinen Vorgesetzten und dem Verwaltungsapparat alles andere als gescheut und unglaublich viel aufgebaut – letztlich die Grundlagen für grosse Teile des heutigen Amts für Kultur. «Der Ewald» war eine weit über das Baselbiet hinaus bekannte Grösse in Politik, Öffentlichkeit und Forschung. Als Chef war er der gute Kollege, der uns Mitarbeitende mitriss, uns den Rücken freihielt und

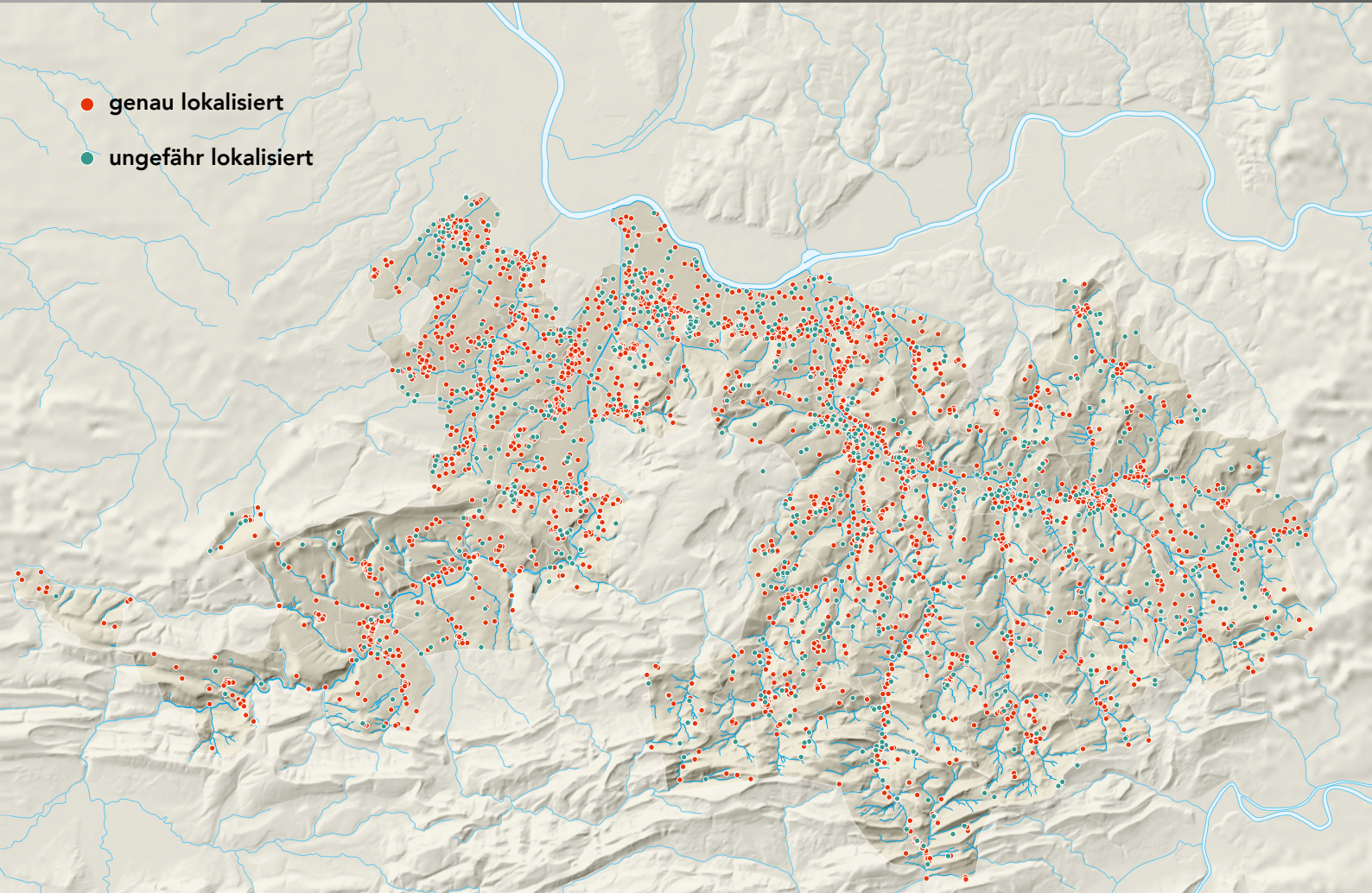
so manches «Unmögliche» möglich machte, immer mit diesem so typischen feinen Humor, souverän, geistreich, beherzt und motivierend. Er wird uns unvergessen bleiben!

Bericht: Reto Marti

«KEINE KOPIE AN NIEMAND!», die Festschrift zu Ewalds Sechzigstem, erschien 1998 in der Reihe «Archäologie und Museum».



- genau lokalisiert
- ungefähr lokalisiert



Fundstellen und Schutzzonen

Ende des Jahres 2025 enthielt die Datenbank der archäologischen Interventionen 5505 Dossiers, was einen Zuwachs von 200 Eintragungen gegenüber dem Vorjahr bedeutet. Dieser erfolgte hauptsächlich im Bereich der Baustellenkontrolle. Aber auch 33 neue Fundstellen kamen hinzu, sowie weitere Informationen in 82 Dossiers bereits bekannter Stätten.

Ein Grossteil der neuen Fundstellen wurde durch die Dokumentation von Bodeneingriffen oder von Umbauten historischer Gebäude erfasst. Dies ist als Erfolg der gezielten archäologischen Überwachung von Baumassnahmen zu werten. Weitere Einträge sind der Durchsicht historischer Quellen aller Art sowie routinemässigen Kontrollen von Bodeneingriffen durch die Archäologie Baselland zu verdanken. Schliesslich sind Fundstellen hervorzuheben, die von ehrenamtlichen Mitarbeitern der Archäologie Baselland und von aufmerksamen Bürgerinnen und Bürgern gemeldet wurden.

Wie immer gilt es parallel dazu abzuklären, ob durch die neuen Fundstellen weitere Schutzzonen definiert werden müssen oder ob sie Auswirkungen auf den Perimeter bereits vorhandener haben. Dies war im Berichtsjahr nicht der Fall: Deren Gesamtzahl stagnierte bei 793.

Den Bauherrschaften, Architektinnen und Bauleuten, die im Rahmen ihrer Projekte eine fachgerechte archäologische oder baugeschichtliche Untersuchung ermöglicht haben, aber auch den vielen engagierten Sammlerinnen und Forschern, die dazu beitragen, das Wissen über das kulturelle Erbe unseres Kantons zu erweitern und zu bewahren, gebührt unser herzlicher Dank.

Christoph Reding

Die Karte zeigt sämtliche bekannten archäologischen Fundstellen des Kantons Basel-Landschaft (ausserhalb der Römerstadt Augusta Raurica).

Baustellenkontrolle

Ein gutes, vertrauensvolles Verhältnis mit den Bauleuten vor Ort ist Gold wert: Simone Kiefer im Gespräch mit dem Maschinisten Dominik Gigandet.

Im Jahr 2025 wurden aufgrund der Baustellenkontrolle insgesamt neun Fundstellen entdeckt und dokumentiert – dies obwohl gegenüber dem Vorjahr weniger Baumassnahmen, nämlich 79 gegenüber 87, begleitet wurden. Dabei wurden mehrere sehr spannende archäologische Funde und Befunde gesichtet und dem Grabungsteam der Archäologie

Baselland zur Untersuchung und Dokumentation übergeben. Dem Grabungsteam sei an dieser Stelle ganz herzlich für die gute Zusammenarbeit und die grosse Unterstützung gedankt!

In Läfelfingen wurden beim Pfarrhaus, neben einem Umbau im Hausinneren, auch im Bereich des Pfarrgartens Bodeneingriffe vorgenommen. Die Zusammenarbeit mit dem zuständigen Gartenbauunternehmen war ausgesprochen positiv. Eine weitere archäologische Ausgrabung resultierte in Füllinsdorf westlich des heutigen Friedhofs. In den 1970er Jahren wurde hier bei Werkleitungsarbeiten auf dem Friedhof ein gewölbter «Kanal» angeschnitten, der im rechten Winkel auf die römische Wasserleitung zuläuft und aus derselben Zeit stammt. Kurz nach Beginn der Erdarbeiten wurde dieses schmalere Bauwerk weiter westlich wieder erfasst (s. Seite 48 ff.).

Ein weiteres grösseres und sehr spannendes Projekt an der Rünenbergerstrasse in Gelterkinden durfte die Schreibende im Rahmen eines Voraushubs begleiten. Die ersten Bodenabträge enthüllten noch



keine archäologischen Strukturen. Mit Geduld und präzise angelegtem Feinaushub kam jedoch bald darauf ein grosser bearbeiteter Kalksteinquader ans Licht – ein erster Hinweis auf die im Boden noch erhaltenen Überreste des einstigen Weiherhauses von Gelterkinden (s. Seite 72 ff.). Auch hier waren die zuständige Bauleitung sowie die Bauherrschaft sehr kooperativ und zuvorkommend.

Das Aufgabengebiet der Baustellenkontrolle umfasst auch die vorgängige Behandlung von Anfragen zu Bauprojekten oder Stellungnahmen zu Raumplanungsgeschäften sowie Umweltverträglichkeitsprüfungen. Es beinhaltet zudem die Zuständigkeit für die Schutzzonenverwaltung. Im laufenden Jahr wurde die Schreibende mit Recherchen im Zusammenhang mit der Arealentwicklung Gold- beziehungsweise Silberbrunnen in Liestal und dem ehemaligen Spitalfriedhof beauftragt. Sie vertiefte sich ausnahmsweise in die Akten des Staatsarchivs und legte umfangreiche und interessante Details über Martin Birmann, das Birmannspital, Friedhofsordnungen und vieles mehr frei. Mehr dazu folgt im nächsten Jahresbericht.

An dieser Stelle möchte die Schreibende wiederum den verschiedenen Aushubfirmen ein Dankeschön für die tolle Zusammenarbeit aussprechen. Immer wieder kommen diese Unternehmen eigenständig auf uns zu und fragen nach, ob eine Baustelle, auf welcher Erdarbeiten anstehen, für die Archäologie Baselland relevant sein könnte. Auch haben sich

Vorübergehend für die Archäologie Baselland im Einsatz: Caroline Diemand.



**Christoph Reding,
Lukas Richner und
Claudia Spiess beim
Diskutieren eines
Befundes in einem
Liestaler Dachstock.**

einige Baggerführer schon zu sehr guten Laienarchäologen entwickelt und erkennen inzwischen treffsicher alte Strukturen. Es ist sehr erfreulich und immer wieder schön zu sehen, dass die Vermittlung von archäologischem Wissen auf Interesse stösst und Früchte trägt.

Das Bauforschungsteam war auch 2025 sehr ausgelastet. Die Anzahl der getätigten Einsprachen bei Bauvorhaben blieb mit 46 auf hohem Niveau. Zusammen mit 126 Verzichten, die im Berichtsjahr vorgenommen wurden, wird deutlich, dass die verdichtete Bauweise in den Ortskernen weiterhin anhält und die Arbeit für das Bauforschungsteam in absehbarer Zeit nicht weniger werden wird. Die Feldeinsätze haben dabei einige Perlen zum Vorschein gebracht. Sie zeigen uns, wie wichtig die bauarchäologische Dokumentation im Rahmen eines Umbauprojektes noch immer ist. Wir kennen noch lange nicht alle Gebäude im Kanton Basel-Landschaft und es gibt immer wieder spannende Überraschungen!

Insgesamt wurden durch das Bauforschungsteam im Berichtsjahr 55 Vorgänge bearbeitet, von kleineren bauhistorischen Hinweisen bis zu grösseren Bauuntersuchungen. Dies ist insbesondere beachtlich, weil aufgrund der personellen Wechsel der Fokus stark auf dem archivgerechten Aufarbeiten



von Akten lag. 86 Dossiers konnten 2025 aufgearbeitet und ans Archiv übergeben werden – so viele wie noch nie zuvor.

Zu den «Stars» der diesjährigen Bauuntersuchungen gehört das heutige Pfarrhaus in Waldenburg, ein ehemaliger Adelssitz im nordwestlichen Eck des Städtchens, der erstmals dokumentiert werden konnte. Sein Ursprung geht vermutlich noch auf die Stadtgründung der Frohburger in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück (s. Seite 86 ff.). Ebenfalls sehr imposant ist das Gebäude an der Hauptstrasse 23 in Muttenz aus dem 15. Jahrhundert, das schon auf unserem Radar war und nun im Berichtsjahr erstmals datiert werden konnte (s. Seite 92 ff.). Auch in Augst waren wir tätig: Hier durfte das Bauforschungsteam ein stattliches Gebäude aus dem 16. Jahrhundert mit Treppengiebel und Wandmalereien untersuchen (s. Seite 96 ff.).

Neben den eigentlichen Bauuntersuchungen und vielen kleineren Arbeiten erforderte auch das Vermittlungsprojekt «Historisches Muttenz» viel

Aufmerksamkeit. Im Sommer 2026 werden hier insgesamt 19 Hörstationen mit einem passenden Lebensbild eröffnet. Davon zeigen acht Stationen das dörfliche Leben vom 14. bis ins 20. Jahrhundert – eine wunderbare Möglichkeit, um unsere Erkenntnisse einem grösseren Publikum zu präsentieren.

**Unser Neuzugang,
Bauforscherin Clothilde
Isbary Ramspeck, in
einem Gebäude in
Lampenberg und schon
voll im Element.**



Die Praktikantin Milena Luongo beim Zeichnen auf der Treppe vor der Schlossscheune Birseck in Arlesheim.

Ebenfalls erwähnenswert ist die Aufbereitung der Dorfkataster von Georg Friedrich Meyer (um 1680), der wichtigsten Bildquellen für die Erforschung vieler Baselbieter Dörfer, die unsere Illustratorin Sarah Schäfer im Herbst in Angriff genommen hat (s. Seite 158 ff.).

Personell hat das Jahr 2025 im Team der Bauforschung für einige Wechsel gesorgt: Per September hat Lukas Richner eine neue Herausforderung angenommen. Er sorgt seither als Data Scientist für die Qualität der Datenbank und des darin gespeicherten Wissens im gesamten Amt für Kultur, zu dem auch die Archäologie Baselland gehört.

Gleichzeitig hielt Christoph Reding den Moment für passend, die Führung der Bauforschung in neue Hände zu geben. Per September hat Nora Näf, bisherige wissenschaftliche Mitarbeiterin, die Leitung der Bauforschung übernommen. Somit ist die Bauforschung wieder ein eigenständiger Fachbereich, nach siebeneinhalb Jahren unter der kundigen Leitung von Christoph Reding im Bereich der archäologischen Stätten. Die enge Zusammenarbeit der beiden Ressorts wird allerdings bestehen bleiben, denn Christoph wird weiterhin für das übergeordnete Thema der Dörfer und der damit verbundenen Fragen der Baukultur zuständig sein.



Herzlichen Dank an dieser Stelle an Lukas und Christoph für die wichtigen Arbeiten, die sie in den letzten Jahren geleistet haben. Zusammen haben sie unter anderem die «Strategie Bauforschung» niedergeschrieben, ein Grunddatenblatt entwickelt und die Verzichtsdocumentation aufgegleist. Alle diese Arbeiten tragen massgeblich dazu bei, weiterhin eine moderne Bauforschung auf dem neuesten Stand der Technik betreiben zu können.

Neu zum Team dazugestossen ist die Archäologin Clothilde Isbary Ramspeck, die im November 2025 die Nachfolge von Lukas Richner antrat. Wir heissen sie herzlich willkommen und wünschen ihr viele spannende Befunde. Zudem wurde die Bauforschung ab März durch die Praktikantin Milena Luongo tatkräftig unterstützt, die bei allen anfallenden Arbeiten eine grosse Hilfe war. Und auch die beiden Zivildienstleistenden Kevin Defuns und Ramiro Blattner waren während ihrem zwei- respektive einmonatigen Einsatz sehr motivierte Mitarbeiter. Ein herzliches Dankeschön geht einmal mehr an die kantonale Denkmalpfle-

ge, alle beteiligten Projektverantwortlichen und Bauherrschaften für die produktive Zusammenarbeit und die reibungslosen Abläufe.

Bericht: Simone Kiefer (Baustellenkontrolle) und Nora Näf (Bauforschung)

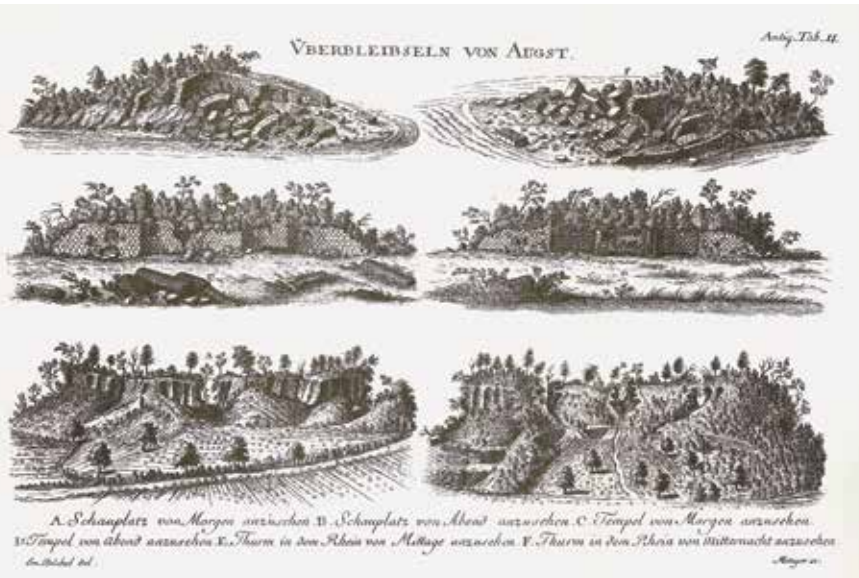
Bauforschung in Aktion:
Zum Fotografieren der Wandmalereien in Augst, Hauptstrasse 44 ist die Ausleuchtung besonders wichtig.



«Potentialkarte Archäologie» – Entscheidungshilfe in Zeiten knapper Ressourcen

Eine der grundsätzlichen Herausforderungen in der Bodenarchäologie ist es, die Lage noch unbekannter Fundstellen möglichst präzise vorherzusagen. Es gibt nur wenige archäologische Stätten, die auch nach Jahrhunderten noch an der Oberfläche sichtbar sind. Die meisten schlummern bis zu ihrer Entdeckung unerkannt im Boden.

Selten sind archäologische Fundstellen über Jahrhunderte so gut sichtbar wie in Augusta Raurica (Zeichnung Emanuel Büchel, 1750).



Zwar zeigt das geografische Informationssystem (GIS) der Archäologie Baselland, wo die Befunde der vergangenen Ausgrabungen liegen und bis wohin die Strukturen reichen könnten. Dies hilft aber nur bei bereits bekannten Fundstellen und nicht an Orten, wo noch nie gegraben wurde. Bei so genannten Verdachtsflächen können allenfalls geophysikalische Prospektionen wie zum Beispiel Bodenradar zum Einsatz kommen, doch auch diese zeigen nicht alles, was im Untergrund verborgen ist. Letztlich bringt deshalb nur der Blick in den geöffneten Boden die endgültige Gewissheit.

Aus diesem Grund begleitet die Archäologie Baselland Bauprojekte, wobei aus Ressourcen-gründen eine strenge Auswahl getroffen werden muss. Entscheidungsgrundlage dafür bildet eine Verzichtsstrategie (Jahresbericht 2022, S. 28 ff.). Die Triage findet bei der Prüfung aller Baugesuche statt (Jahresbericht 2024, S. 28 ff.). Das Team der Baustellenkontrolle setzt dabei auf GIS-Tools sowie einen Katalog von definierten Verdachtsflächen-typen. Die Lage jedes Baugesuchs wird mit

diesen abgeglichen. Im positiven Fall, beispielsweise bei einer «Lage in historischem Dorfkern», wird das Bauprojekt archäologisch begleitet – falls es überhaupt Bodeneingriffe auslöst.

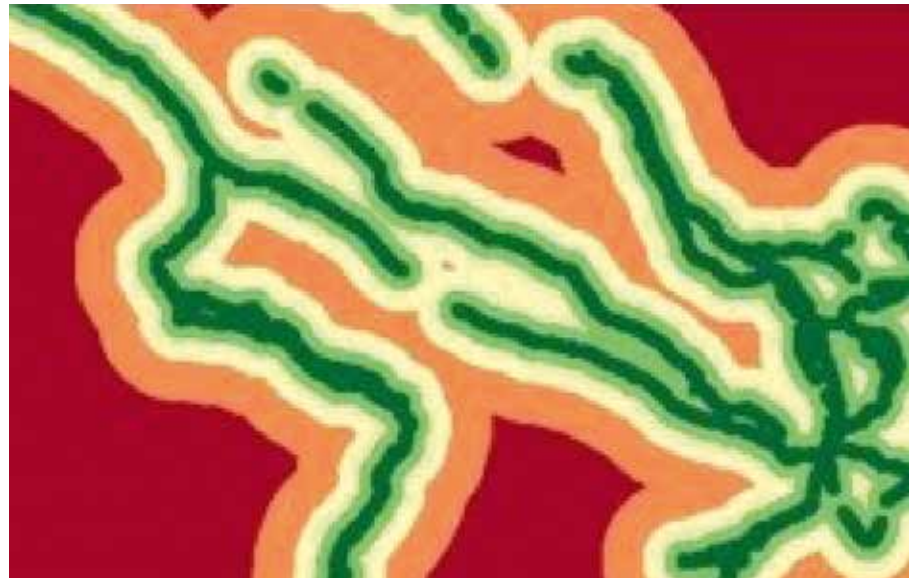
Die Definition von Verdachtsflächentypen zur Voraussage von neuen Fundstellen ist dem Themenbereich des *archaeological predictive modeling* (APM) zuzurechnen – einem Dauerbrenner in der Archäologie. Speziell im englischsprachigen Raum ist dies seit Jahrzehnten Gegenstand der Forschung. APM beruht auf der Annahme, dass die bekannten archäologischen Fundstellen nicht zufällig in der Landschaft liegen, sondern dass sich der Mensch zu allen Zeiten Gedanken gemacht hat, welches der ideale Ort für eine Siedlung, eine Strasse oder einen Friedhof ist. APM sucht solche Entscheidungskriterien, um die Lage von noch unbekanntem Fundstellen vorherzusagen. Bei der Modellentwicklung wird zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen Ansätzen unterschieden:

- Der *deduktive Ansatz* ist theoriegesteuert. Zur Entwicklung des Modells wird ausschliesslich Ex-

pertenwissen verwendet. Reale Fundstellendaten kommen nicht zum Einsatz, sondern werden lediglich zur Überprüfung des Modells benutzt.

- Der *induktive Ansatz* hingegen ist datengesteuert. Ein Teil der bekannten Fundstellendaten wird für die Entwicklung des Modells verwendet, das anschliessend am Rest der Daten überprüft wird.

Ausschnitt aus der Rasterkarte der Verkehrswege. Zellen, die nahe an diesen liegen, erhalten 4 Punkte (dunkelgrün), solche weitab 0 Punkte (rot).



Kriterien gemäss den Erfahrungen von Expertinnen und Experten, die für das deduktive Modell 1 verwendet wurden.

In einer Variante von APM werden natur- und kulturräumliche Kriterien benutzt, um ein Vorkersagemodell zu entwickeln: beispielsweise die Hangneigung und die Sonnenexposition eines Orts oder die Nähe zu historischen Verkehrswegen. Die Herleitung des «idealen» Werts eines

Kriteriums kann bei einem induktiven Modell unter Zuhilfenahme von Daten bereits bekannter Fundstellen geschehen. So können beispielsweise die Hangneigungen aller bekannter Standorte von römischen Gutshöfen gemittelt und dieser Mittelwert als «ideale Hangneigung für einen römischen Gutshof» definiert werden. Für die gemeinsame Darstellung aller auf diese Weise ermittelten Kriterien eignen sich so genannte Potenzialkarten. Sie zeigen auf einen Blick, wo die Wahrscheinlichkeit, auf eine archäologische Fundstelle zu treffen, am höchsten ist. In der Schweiz besitzen schon einige Kantonsarchäologien solche Karten, beispielsweise der Archäologische Dienst des Kantons Bern.

Im Rahmen einer Weiterbildung an der Fachhochschule Nordwestschweiz wurde nun auch eine Potenzialkarte für den Kanton Baselland entwickelt. Als Fallbeispiel wurden römische Siedlungsstellen gewählt. Diese Entscheidung wurde aufgrund der Tatsache getroffen, dass ausreichend Literatur und Daten dazu vorliegen. Um eine breite Basis für die Modelle zu erhalten, wurden nicht nur die Daten des Kantons Baselland verwendet, sondern auch

These	Begründung	Abgeleitetes Kriterium
1. Römische Gutshöfe werden auf möglichst fruchtbarem Boden gebaut	Fruchtbare Böden maximieren die landwirtschaftliche Produktivität	Bodeneignung (klassifiziert), gemäss der Bodeneignungskarte des BLW
2. Römische Gutshöfe werden möglichst nahe an Quellen gebaut	Stehende Gewässer oder Grundwasser bergen ein Krankheitsrisiko. Die Qualität des Wassers ist bei Quellen am höchsten. Eine nahe Quelle macht eine aufwändige Wasserzuleitung über ein Aquädukt, Wasserleitung, Kanal etc. überflüssig	Abstand zur nächsten Quelle
3. Römische Gutshöfe werden möglichst nahe an Fließgewässern gebaut	Stehende Gewässer oder Grundwasser bergen ein Krankheitsrisiko. Ein naher Bach macht eine aufwändige Wasserzuleitung über ein Aquädukt, Wasserleitung, Kanal etc. überflüssig	Abstand zu Fließgewässern und Seen
4. Römische Gutshöfe werden möglichst nahe an den grossen Verkehrsachsen gebaut	Wirtschaftliche Gründe: Waren sind einfacher und kostengünstiger zu transportieren. Die selber zu erstellende Strasse zum Gutshof kann kurz gehalten werden	Abstand zu Hauptverkehrsachsen (Strasse, Wasserweg)
5. Römische Gutshöfe werden nicht in schattigen Gebieten gebaut	Sonneneinstrahlung hilft, die Gebäude während der kalten Jahreszeit zu wärmen. Das umgebende Kulturland ist auf Sonne angewiesen, so dass die Pflanzen besser wachsen können	Sonnenexposition

diejenigen der Kantone Aargau, Bern, Solothurn und Zürich, womit rund 500 Fundstellen für die Erstellung zur Verfügung standen. Darüber hinaus wurden zahlreiche Umweltdaten zur Erarbeitung der Kriterien beschafft: zu Bodeneignung, Höhen, Eigenschaften römischer Siedlungen und Verkehrswege, Überschwemmungsgebieten, Sonnenexposition sowie Gewässer und Quellen. All diese Informationen wurden bereinigt und für eine Verarbeitung durch die Modelle aufbereitet. Insgesamt zehn Kriterien wurden in Form von Thesen formuliert.

Insgesamt wurden in der Arbeit ein deduktives und zwei induktive Modelle entwickelt, die alle denselben Satz an Kriterien verwendeten:

- *Modell 1* verfolgt einen deduktiven Ansatz ohne die Verwendung von Fundstellendaten. Für jedes definierte Kriterium wird eine Rasterkarte mit einer Zellgrösse von 50×50 Meter erstellt, die den gesamten Kanton umfasst. Jede Zelle besitzt einen Zahlenwert, meist im Bereich zwischen 0 und 4. Auf das Kriterium der Lage zu einer römischen

Verkehrsachse bezogen bedeutet dies beispielsweise: Zellen, die nahe an einer solche Verbindung liegen, erhalten eine hohe Punktzahl, weit entfernte 0 Punkte. Die Punktvergabe erfolgt dabei ausschliesslich aufgrund von theoretischen Expertenmeinungen, im genannten Beispiel etwa:

**Kriterien für Modell 1
(Fortsetzung).**

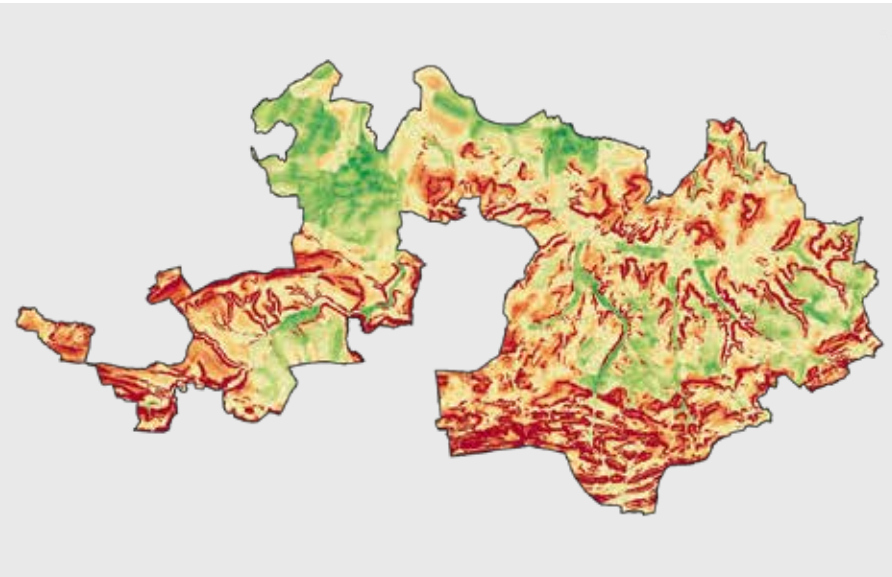
These	Begründung	Abgeleitetes Kriterium
6. Römische Gutshöfe werden nicht in schattigen Gebieten gebaut II	Sonneneinstrahlung hilft, die Gebäude während der kalten Jahreszeit zu wärmen. Das umgebende Kulturland ist auf Sonne angewiesen, so dass die Pflanzen besser wachsen können	Südexposition
7. Römische Gutshöfe werden nicht in steilem Gelände gebaut	Steiles Gelände ist schwieriger zu bebauen und zu bewirtschaften. Steiles Gelände erhöht das Risiko von Unwetterschäden (Erdrutsche, Überschwemmungen)	Hangneigung
8. Römische Gutshöfe werden bevorzugt in tiefen Lagen gebaut	Höhere Gebiete sind verkehrstechnisch schlechter zu erreichen und häufig abgelegen. Höhere Gebiete weisen ein raueres Klima auf, was die Landwirtschaft erschwert	Höhe über Meer
9. Römische Gutshöfe werden ausserhalb des Überschwemmungsgebiets der grossen Flüsse gebaut	Hochwasser zerstören Anbauflächen und Bauten	Lage in-/ausserhalb des Bereichs «Rezente Alluvion» im geologischen Atlas der Schweiz
10. Römische Gutshöfe werden möglichst nahe an Siedlungen (Augusta Raurica, vici) gebaut	Römische Gutshöfe produzieren Lebensmittel, die abgesetzt werden müssen. Siedlungen dienen als primärer Absatzmarkt. Die Transportkosten fallen tiefer aus, wenn nur nahe Siedlungen beliefert werden. Zudem können nahe Siedlungen auch Schutz in unsicheren Zeiten bieten	Abstand zur nächsten Siedlung

Gebietseignungskarte
für römische Siedlungen
gemäss Modell 1.
Grün: hohe Eignung
Rot: ungeeignet

- 0–199 Meter: 4 Punkte
- 200–499 Meter: 3 Punkte
- 500–999 Meter: 2 Punkte
- 1000–1999 Meter: 1 Punkt
- 2000 Meter und mehr: 0 Punkte

Anschliessend werden alle zehn Rasterkarten übereinandergelegt und bei jeder Zelle die Punkte der einzelnen Karten zusammengezählt. Die Kriterien dürfen dabei auch unterschiedlich gewichtet werden. Auf der so errechneten Potentialkarte zeigen diejenigen Zellen mit der höchsten Punktzahl die grösste Wahrscheinlichkeit auf, dass sich hier einmal eine römische Siedlungsstelle befand – zumindest in der Theorie! Das entstandene Modell wird anschliessend an Daten von realen Fundstellen überprüft.

- *Modell 2*, ein induktiver Ansatz unter Verwendung von Fundstellendaten zur Modellerstellung, baut auf den Ergebnissen von Modell 1 auf. Dessen Resultate werden an einem Teil der 500 bekannten Fundstellen überprüft. So zeigt sich, wo das Modell, das ja «nur» auf theoretischen Expertenmeinungen basiert, von der realen Situation abweicht. Anhand dieser Erkenntnisse wird die Punktevergabe bei einzelnen Kriterien angepasst. So galt zum Beispiel die Expertenmeinung, dass die Hangneigung idealerweise 1–3 Grad beträgt. Die entsprechenden Zellen erhielten in Modell 1



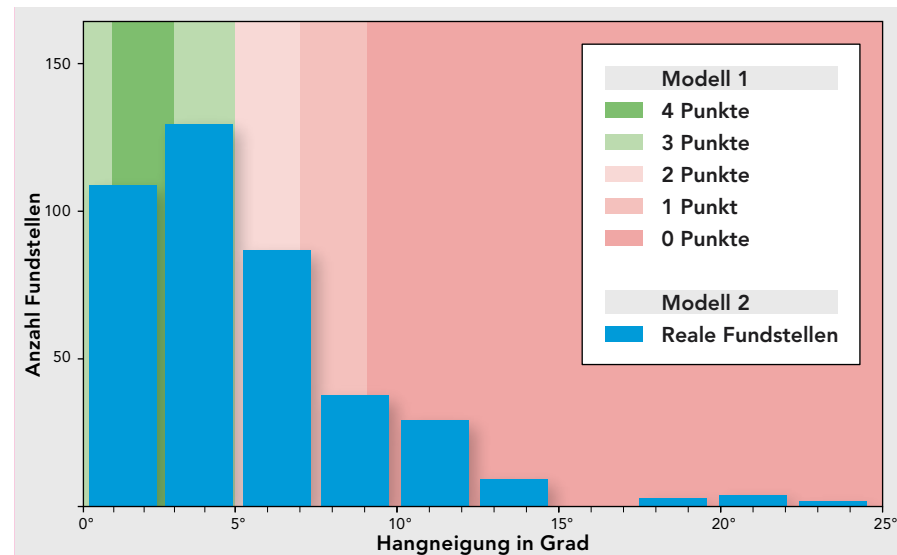
folglich die meisten Punkte. Die realen Daten zeigten dann jedoch, dass die grösste Anzahl an Siedlungsstellen in einer Hangneigung von 3–5 Grad liegt. Beim induktiven Modell erhalten deshalb die Zellen mit 3–5 Grad Hangneigung am meisten Punkte.

Andere Kriterien werden sogar gestrichen, weil die bekannten Fundstellen zeigen, dass sie für die Modellbildung gar nicht relevant sind. Die Rasterkarten der verbleibenden Kriterien werden aufgrund der aktualisierten Punktevergabe neu berechnet, die Punkte pro Zelle wiederum zusammengezählt und das Resultat in einer weiteren Karte dargestellt. Auch dieses verbesserte Modell wird an den übrigen Fundstellendaten validiert.

Modell 3 ist ein induktives *Machine-Learning*-Modell (Maxent). Dabei analysiert ein Algorithmus grosse Datenmengen, erkennt Zusammenhänge und bildet daraus ein Modell. Maxent ist ein Verfahren, das ursprünglich aus der Biologie stammt. Es wird häufig zur Modellierung der Verteilung von Spezies im geografischen Raum verwendet, ist aber

auch in der Archäologie sehr beliebt. Zum Trainieren des Modells werden die Umweltmerkmale – die bereits erwähnten Kriterien – eines Teils der 500 Fundstellen sowie von 10 000 zufällig generierten Hintergrundpunkten (Nicht-Fundstellen) untereinander verglichen. Das daraus entstandene

Verteilung der Hangneigungen auf die bekannten Fundstellen. Im Hintergrund die Punktevergabe des deduktiven Ansatzes.



**Gebietseignungskarte
für römische Siedlungen
gemäss Modell 2.
Grün: hohe Eignung
Rot: ungeeignet**

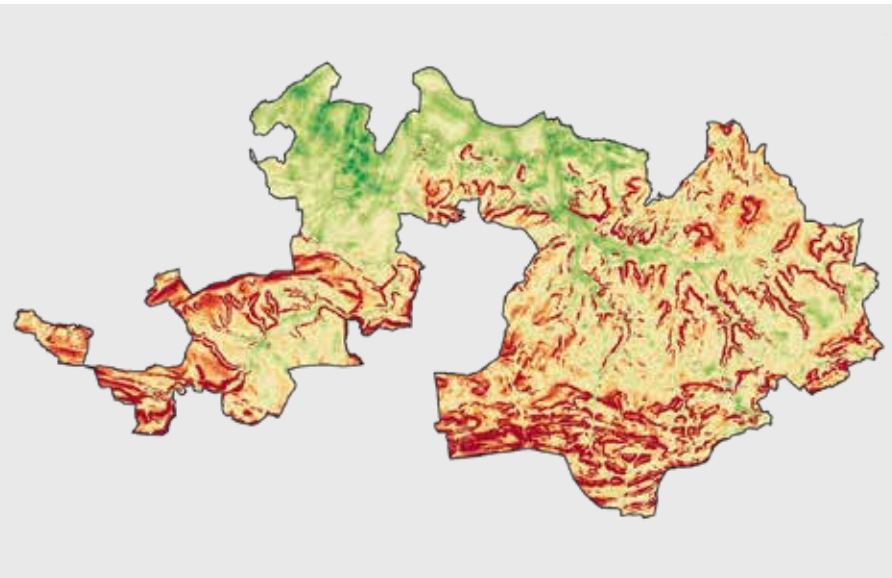
Modell wird in einer Karte dargestellt. Die nicht zum Trainieren verwendeten Fundstellen werden zur Validierung des Modells verwendet.

Ein anschliessender Vergleich untersuchte mit statistischen Methoden, wie gut die drei Model-

le zwischen realen Fundstellen und Hintergrundpunkten, also Nicht-Fundstellen, unterscheiden können und wie viele der realen Fundstellen jedes Modell findet. Bei letzterer Frage zeigen die drei Modelle sehr ähnliche Werte (Modell 1: 0,696; Modell 2: 0,725, Modell 3: 0,716). Bei der Unterscheidung von Fundstellen und Nicht-Fundstellen hingegen fällt Modell 1 (0,589) gegenüber den Modellen 2 und 3 (0,672 bzw. 0,694) ab. In der archäologischen Praxis dürfte ein Modell mit höherem diesbezüglichem Wert brauchbarer sein. Bei der Baugesuchskontrolle möchte man schliesslich in erster Linie besser abschätzen können, ob ein Bauprojekt eine noch unbekannte Fundstelle tangiert oder nicht.

Die Modelle 2 und 3 kommen für unsere Aufgaben also eher in Frage. Bis es soweit ist, sind aber sicherlich noch Nachbesserungen in der Modellgüte nötig. Zudem sollten auch weitere Befundarten und Epochen überprüft werden können. Die folgende Vorgehensweise bietet sich deshalb an:

1. Aufbau eines umfassenden Kriterienkatalogs, der möglichst alle Epochen und Befundarten abdeckt.



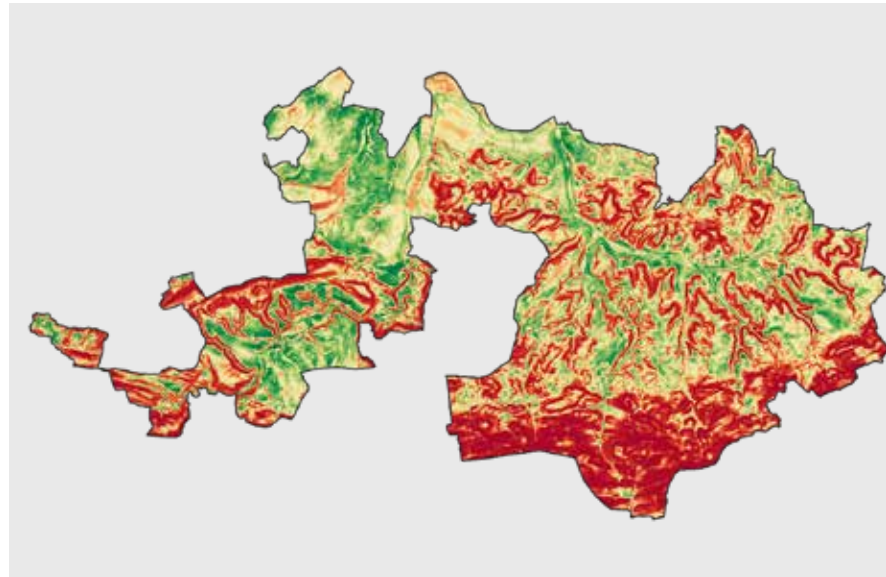
2. Erstellen von Teil-Modellen, die für einzelne Epochen und/oder Befundarten gelten, Anpassen der Gewichtungen pro Teil-Modell.
3. Erstellen einer Potenzialkarte pro Teil-Modell
4. «Point Sampling» der zu prüfenden Baugesuche in allen Potenzialkarten. Dazu werden die Koordinaten des Baugesuchs mit jeder Teil-Karte abgeglichen und die daraus hervorgehenden Wahrscheinlichkeiten in eine Exceltabelle exportiert. Dort ist auf einen Blick sichtbar, welche Baugesuche bei welchem Modell anschlagen.

Eine solche Anwendung hat im wahrsten Sinne des Wortes Potenzial. Das beschriebene Verfahren hilft nicht nur bei der Entscheidung, welche Baugesuche zu begleiten sind, sondern kann auch den administrativen Teil der Baugesuchskontrolle beschleunigen. So bleibt mehr Zeit für die Baustellenbegleitungen im Feld. Abschliessend ist jedoch zu betonen, dass solche Potenzialkarten kein klares «Ja/Nein»-Werkzeug sind, sondern lediglich eine Wahrscheinlichkeitsdarstellung, die den Prüfungsvorgang unterstützen. Die endgültige Entscheidung, welche Baustellen begleitet werden, ist

auch zukünftig von Menschen zu treffen und nicht von Maschinen.

Bericht: Jan von Wartburg

Gebietseignungskarte für römische Siedlungen gemäss Modell 3.
Grün: hohe Eignung
Rot: ungeeignet





Verluste und Verzichte

Das Thema «Verzicht», und wie die damit verbundenen Verluste zu quantifizieren sind, beschäftigte unser Team auch im Berichtsjahr intensiv. Die angespannte Finanzlage des Kantons erfordert nach wie vor eine restriktive und sorgfältige Zuteilung der verfügbaren Ressourcen. Im Januar 2026 widmete die Konferenz Schweizerischer Kantonsarchäologinnen und Kantonsarchäologen (KSKA) – angeregt durch den Kanton Baselland – dieser Fragestellung sogar eine Klausurtagung.

Aus dem Bereich der archäologischen Bauforschung, wo der Schuh am meisten drückt, gibt es indes auch Positives zu vermelden: Die Zahl der nicht ordnungsgemäss abgeschlossenen Untersuchungen wurde in den letzten Jahren dank einer zusätzlich bewilligten Temporärstelle von 94 (2022) auf 24 Dossiers reduziert. Während die Menge der Baueinsprachen – und damit der zu untersuchenden Objekte – ungefähr konstant blieb, stiegen diejenigen Fälle, in denen aus Ressourcengründen auf eine Interaktion verzichtet wurde, allerdings markant an, nämlich von 56 (2022) auf 126. Dies ist ein deutlicher Ausdruck der nach wie vor intensiven Bautätigkeit in den historischen Ortskernen.

Nach der Darlegung der Verzichtsstrategien in der Bauforschung (Jahresbericht 2023, S. 26 ff.) und bei der Baugesuchskontrolle (Jahresbericht 2024, S. 28 ff.) kommt in diesem Jahr nun der weite Bereich der archäologischen Ausgrabungen zum Zug.

Reto Marti

Der Gasthof zum «Bären» im Passdorf Langenbruck war eine weitem bekannte Institution. Nun wird er umfassend umgebaut. Eine archäologische Bauuntersuchung muss trotz der Geschichtsträchtigkeit des Gebäudes aus Ressourcengründen unterbleiben. Bild eines unbekanntes Fotografen, um 1900.

Verzicht im Ressort Ausgrabungen: eine vielschichtige Herausforderung

Nicht immer gibt es die Möglichkeit, wichtige archäologische Befunde nach allen Regeln der Kunst freizulegen und zu dokumentieren.

Aus Ressourcen Gründen ist es unmöglich, alle Bodeneingriffe im Kanton auf archäologische Spuren zu untersuchen. Um unergiebigen Aufwand zu vermeiden, muss daher bereits bei der Baugesuchprüfung die grundsätzliche Entscheidung getroffen werden, welche Bauprojekte begleitet werden können (vgl. Jahresbericht 2024, S. 28 ff.). Mit dem

Entscheid, bei einem konkreten Projekt auf einen Augenschein zu verzichten, wird bereits ein potentieller Verlust an archäologischer Substanz in Kauf genommen. Dieser ist in der Realität kaum zu bemessen, da davon auszugehen ist, dass die Spuren der Vergangenheit auf unbegleiteten Baustellen nur in seltenen Fällen bauseits erkannt und gemeldet werden. Kommen hingegen auf einer kontrollierten Baustelle archäologische Strukturen zum Vorschein, wird das Ressort Ausgrabungen informiert, das die weiteren Freilegungs- und Dokumentationsarbeiten übernimmt.

Die Strategie des Ressorts Ausgrabungen ist es, möglichst alle gemeldeten Befunde vor Ort zu begutachten und dann das weitere Vorgehen zu bestimmen. Im Gegensatz zur Bauforschung gibt es vor dem Feldeinsatz kaum alte Pläne, Fotos oder noch aufgehendes Mauerwerk, das als Entscheidungsgrundlage für oder gegen einen Feldeinsatz dienen kann.



Da auch das Grabungsteam personell stark limitiert ist, ist eine Auseinandersetzung mit dem Thema «Verlust und Verzicht» unabdingbar. Dabei hat sich ein zweistufiger Abwägungsprozess etabliert, der nach jeder Fundmeldung zum Zug kommt.

Zuerst stellt sich die Frage, ob eine Dokumentation den Aufwand wert ist. Ein Verzicht ist beispielsweise denkbar, wenn unklar ist, ob es sich überhaupt um eine archäologische Struktur handelt. In einer zweiten Stufe wird abgewogen, wo in welchem Umfang dokumentiert werden soll. Gibt es Teilbereiche, die nur rudimentär oder gar nicht aufzunehmen sind, weil sie wissenschaftlich nichts hergeben werden?

Um die Situation auf einer Baustelle seriös beurteilen zu können, sind gewisse Vorkenntnisse nötig. Welche archäologischen Befunde sind aus der Umgebung bekannt, und was sagen diese über die aktuelle Parzelle aus? Wie ist der geologische Untergrund auf dem Areal aufgebaut, gibt es moderne Ablagerungen, Deponien, Leitungsgräben etc.? Was ist über die Topografie bekannt, gibt es bei-

spielsweise künstliche Aufschüttungen oder Geländeeinschnitte? Wie gross ist der Perimeter des aktuellen Bauprojekts, welche Aushubtiefen sind vorgesehen?

Ist die angetroffene Situation ausreichend beurteilbar, gilt es, seine wissenschaftliche Bedeutung,

Ist da ein Kreisgraben zu erkennen, der auf ein frühmittelalterliches Adelsgrab hinweist? Der Alltag der Baustellenkontrolle erfordert viel Fachwissen.

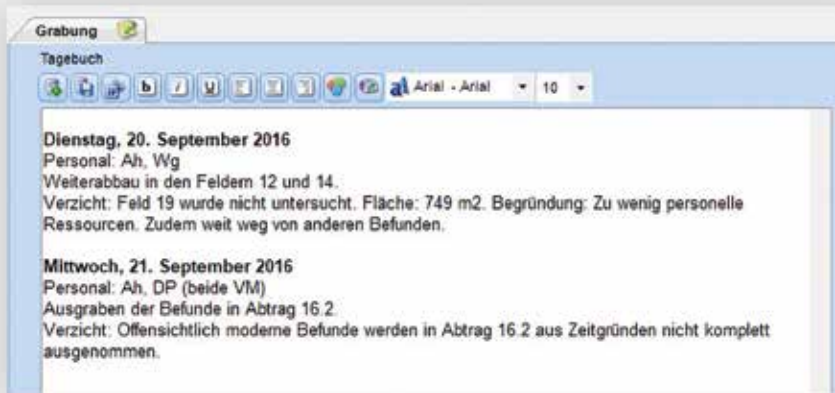


Beispiel von Einträgen
zur Verzichtsdokumen-
tation im Tagebuch
einer Ausgrabung.

Einzigkeit, Erhaltung und aktuelle Gefährdung einzuschätzen – idealerweise auch aufgrund bereits bekannter umliegender Fundstellen. Diese Bewertung bestimmt die Art und Weise der anschließenden Freilegung und Dokumentation. Die Vorgehensweise wird während einer Ausgra-

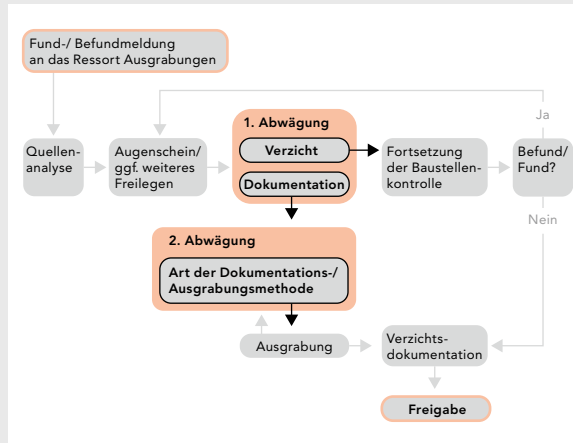
bung auch laufend überprüft, denn sie ist ein zentrales Element der permanenten Ressourcensteuerung. Sie verhindert, dass eine fixe Grabungs- und Dokumentationsmethodik unabhängig vom angebotenen Befund starr durchgezogen wird.

Es bleibt die Frage, wie sich «Verluste und Verzichte» im Bereich der Ausgrabungen quantifizieren lassen – zuhanden späterer Auswertungen oder auch gegenüber den politisch Verantwortlichen. Eine einfache, rein beschreibende Form der Verzichtsdokumentation kann im Grabungstagebuch stattfinden. Eine Möglichkeit der Quantifizierung wäre, für die Art der Freilegung und Dokumentation Punkte zu vergeben und diese in Relation zur Bedeutung des Befundes zu setzen. Je weniger Einsatz, desto mehr «Verzichtspunkte», und je bedeutender der Befund, desto mehr «Bedeutungspunkte» (1 = gering, 5 = extrem hoch): Die Multiplikation der beiden ergibt eine Vorstellung des

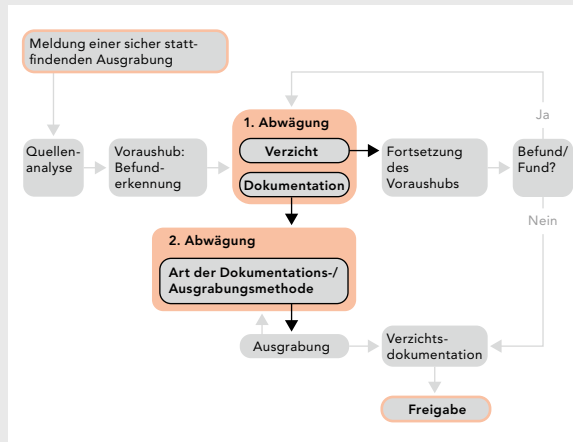


	Arbeitsschritt	Punkte
Abbau	Begleiteter Abbau durch Baugeschäft	6
	Eigener Abbau mit Bagger	4
	Eigener Abbau von Hand	2
	Eigener Abbau im Labor	0
Reinigung	Keine Reinigung	4
	Reinigung mit Bagger	2
	Reinigung von Hand	0
Fotografie	Keine fotografische Dokumentation	4
	Übersichtsfotos	2
	Detailfotos	0
Zeichnung	Keine zeichnerische Dokumentation	8
	Befundskizze und Umsetzung in 2D-CAD	6
	Eintrag des Befunds auf bestehendem Plan, Umsetzung in 2D-CAD	4
	3D-Zeichnung im CAD, Tachymetrie	2
	3D-Z./CAD, Laserscanning oder SfM, steingerechte Handz. in 2D	0
Sedimentologie	Keine Schichtbeschreibung	6
	Grobe Schichtbeschreibung	4
	Detaillierte Schichtbeschreibung	2
	Detaillierte Schichtbeschreibung mit Spezialisten	0
Befunde	Keine Befundbeschreibung (keine Interpretation)	6
	Grobe Befundbeschreibung	4
	Detaillierte Befundbeschreibung	2
	Detaillierte Befundbeschreibung mit Spezialisten	0
Proben	Keine Beprobung	2
	Proben werden entnommen	0

Vorgehen Baustellenkontrolle



Vorgehen Ausgrabung



Vorschlag für die Erfassung von «Verzichtspunkten» während einer archäologischen Ausgrabung (links) und Prozessdiagramme für die Bereiche der Baustellenkontrolle und einer fest geplanten Ausgrabung mit jeweils zweistufiger Abwägung des Verzichts (rechts).

Die Entscheidung, wie weiter vorgegangen werden soll, fällt meist in Diskussionen im Team.

Verlusts. So zeigt sich deutlich, wenn mangelnde Ressourcen zur unsachgemässen Ausgrabung eines wissenschaftlich wichtigen Fundes führen.

Ein Beispiel: Ein ungereinigtes frühmittelalterliches Grab mit Beigaben wird mit dem Bagger

des Baugeschäfts abgebaut. Es gibt nur Übersichtsfotos, keine Zeichnung sowie nur grobe sedimentologische und archäologische Beschreibungen. Es werden keine Proben entnommen. Dies ergäbe 30 «Verzichtspunkte». Mit 4 «Bedeutungspunkten» multipliziert, resultieren 120 Punkte – das wäre doch ein sehr erheblicher Verlust. Dasselbe Grab von Hand freigelegt, gereinigt und nach allen Regeln der Kunst dokumentiert ergäbe rund 4 «Verzichtspunkte» (kein Abbau im Labor, keine Sedimentologie mit zugezogenem Spezialisten) und damit lediglich 16 «Verlustpunkte» – ein nahezu optimaler Wert!

Eine detaillierte Verzichtsdocumentation dieser Art befindet sich in der Archäologie Baselland aktuell in einer Testphase. Sie empfiehlt sich, wenn



auf die Freilegung/Dokumentation eines Befundes – oder eines Bereichs im Projektperimeter – vollständig verzichtet wird oder die Arbeiten nicht in dem Ausmass erfolgen, den der Befund aufgrund seiner Bedeutung eigentlich erfordern würde. Der Vorteil dieser Methode ist, dass die Bewertung der sieben Aspekte schnell vorgenommen werden kann. Die Einschätzung bezüglich des wissenschaftlichen Werts und der Einzigartigkeit des Befunds ist hingegen schwieriger und teilweise sicher auch subjektiv.





Eine Berechnung für jeden angetroffenen Befund zu erstellen, würde rasch sehr aufwändig. So ist zu überlegen, ob der Wert eher gemittelt über einzelne Felder oder gar eine gesamte Untersuchung ermittelt werden soll, oder ob er nur in beson-

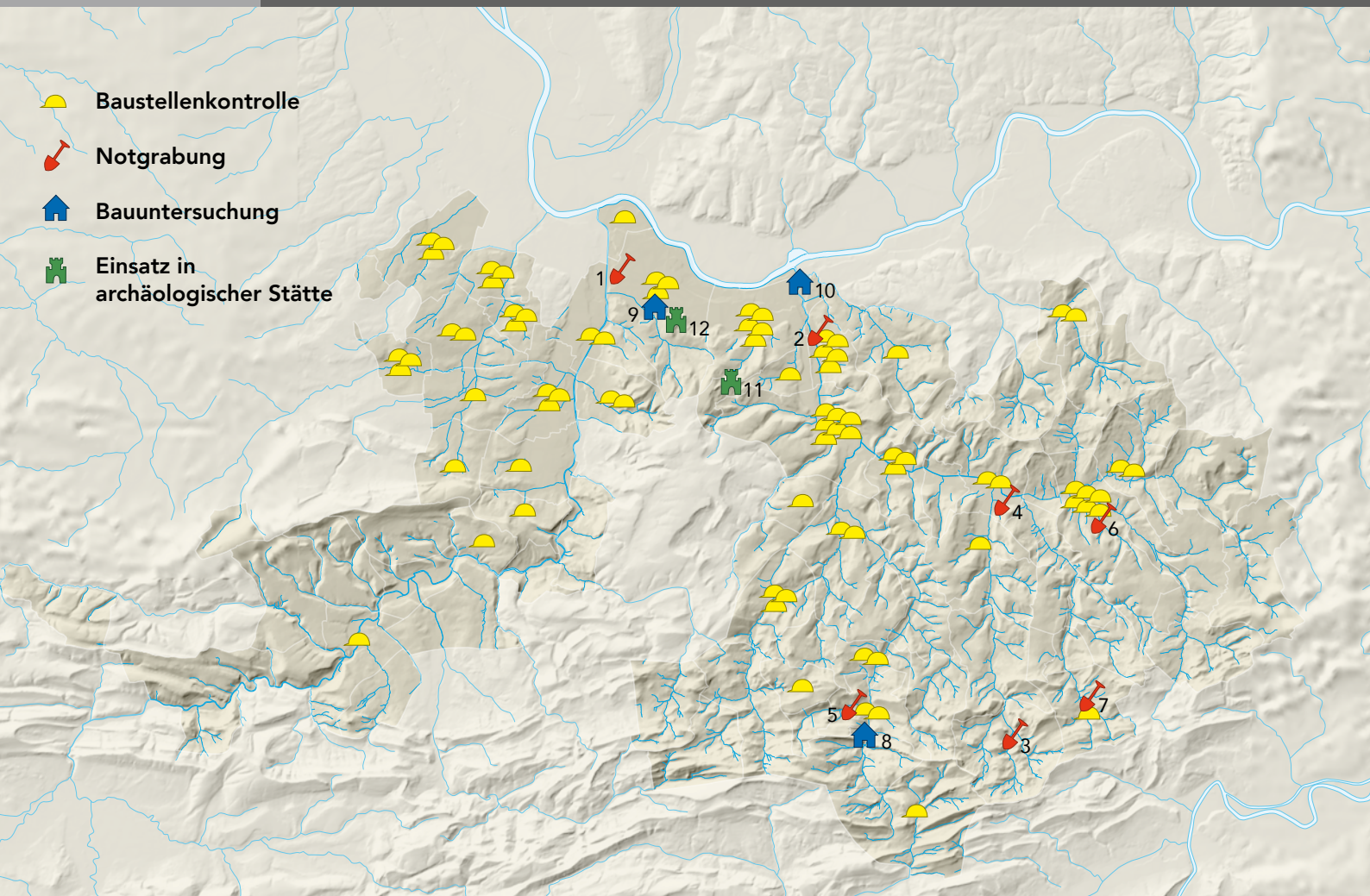
ders wichtigen und für die Archäologie «schmerzhaften» Fällen berechnet wird. Es sind noch weitere Testläufe und Verbesserungen nötig, um die beste Vorgehensweise zu bestimmen.

Bericht: Jan von Wartburg

Der Einsatz von Baumaschinen erfordert sorgfältiges Abwägen. Hier beim Abbau einer mächtigen Schuttschicht ist er vertretbar.



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

1977 beim Bauinspektorat eingereichte Baugesuche hat die Archäologie Baselland im Berichtsjahr 2025 im Hinblick auf die Gefährdung archäologischer Funde beurteilt. Dabei waren wir gezwungen, die Stellschrauben des Verzichts aufgrund der aktuellen Ressourcensituation weiter anzuziehen. Daher reduzierte sich die Zahl der überwachten Baustellen auf 50 (Vorjahr 86), der Ausgrabungen auf 28 (35) und der Untersuchungen in historischen Gebäuden auf 54 (73).

Da die Verzichtssteuerung der Archäologie Baselland strikt darauf ausgerichtet ist, mit den vorhandenen Mitteln ein Optimum an Informationen zu gewinnen, sind die neuen archäologischen Erkenntnisse trotzdem auch in diesem Jahr erfreulich reich. Zu den Höhepunkten zählen ein spätrömischer Münzhort aus der Zeit kurz nach dem Ende des «Gallischen Sonderreichs» (Seite 60 ff.), das lange gesuchte mittelalterliche Weiherhaus in Gelterkinden (Seite 72 ff.) und neue mittelalterliche Baudaten aus Gebäuden in Waldenburg (Seite 86 ff.) und Muttenz (Seite 92 ff.). Aber auch ein weiteres *missing link* in der römisch-frühmittelalterlichen Fundstelle von Oberdorf, z'Hof (Seite 64 ff.) oder der konkrete Nachweis einer römerzeitlichen Siedlungsstelle im hintersten Diegtertal (Seite 54 ff.) sind wichtige Mosaiksteinchen, die dereinst Bedeutung erlangen könnten, wenn es um das Verständnis des Gesamtbilds unserer Vergangenheit geht.

Ein grosses Dankeschön geht ans Team und die vielen externen Unterstützerinnen und Unterstützer, die sich ehrenamtlich für die Sache der Archäologie einsetzen. Sie haben das Baselbiet auch 2025 um einige spannende neue Erkenntnisse reicher gemacht.

Reto Marti

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten im Jahr 2025 (vgl. die Listen auf den beiden folgenden Seiten).

Grabungen

- 1 MuttENZ, Hagnastrasse (Paläontologie)
- 2 Füllinsdorf, Friedhofweg (Römerzeit)
- 3 Eptingen, Läuferfingerstrasse 6 (Römerzeit)
- 4 Sissach, Burgenrain (Römerzeit)
- 5 Oberdorf, Liedertswilerstrasse (Römerzeit, Frühmittelalter)
- 6 Gelterkinden, Rünenbergerstrasse 19 (Spätmittelalter)
- 7 Läuferfingen, Pfarrhaus (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 8 Waldenburg, Pfarrgasse 10
- 9 MuttENZ, Hauptstrasse 23
- 10 Augst, Hauptstrasse 44

Einsätze in archäologischen Stätten

- 11 Frenkendorf, Neu Schauenburg
- 12 MuttENZ, Mittlerer Wartenberg

Baustellenkontrollen

- Aesch: Hauptstrasse
Allschwil: Mühleackerweg, Neuweilerstrasse, Parkallee
Arisdorf: Birch
Arlesheim: Finkelerweg, Hofgasse 2
Biel-Benken: Hauptstrasse 39, Schulgasse, Therwilerstrasse 6
Binningen: Curt Goetz-Strasse, Reb-
gasse, Wilhelm Denz-Strasse 52
Birsfelden: Friedhofstrasse 13/15
Bottmingen: Bruderholzstrasse 27/29,
Ruchholzstrasse, Wartenbergstrasse
Bubendorf: Hauptstrasse 66, Im
Teufental 9a
Ettingen: Brühlstrasse 12
Frenkendorf: Hauptstrasse
Füllinsdorf: Friedhofweg/Mühlematt-
strasse, Lerchenstrasse 38, Mühlematt-
strasse (2×), Wölferstrasse
Gelterkinden: Chapfweg, Hüslimatt-
strasse, Ischlagweg, Mühlegasse 6,
Rünenbergerstrasse 19, Sissacherstrasse
Langenbruck: Hauptstrasse 10
Läufelfingen: Pfarrhaus
Laufen: Delsbergerstrasse
Lausen: Gartenweg 4, Unterdorfstrasse,
Weiherhofstrasse 4
Liestal: Bienentalstrasse, Industriestras-
se, Kantinenweg/Obergestadeckweg,
Kasinostrasse, Schauenburgerstrasse,
Unterer Burghaldenweg, Wiedenhub-
strasse
Maisprach: Chilmetweg, Lindenweg
Münchenstein: Loogstrasse, Ruchfeld-
strasse
Muttenz: Hauptstrasse 27/29, Hofweg,
Obrechtstrasse 20
Nenzlingen: Blauenweg
Niederdorf: Bachmatte, Burghaldenweg
Oberdorf: Eimattstrasse 1, Zinsmattweg 14
Oberwil: Buchenstrasse 10, Letten-
hofstrasse
Ormalingen: Farnsburgweg 49, Haupt-
strasse
Pfeffingen: Baumgartenweg
Pratteln: Netzibodenstrasse 29,
St. Jakobstrasse 75/77 (2×), Schützen-
weg 6, Wartenbergstrasse
Reinach: Birsigtalstrasse (2×), Brunn-
gasse 34/36
Seltisberg: Schwarzackerstrasse
Sissach: Hauptstrasse 144, Unterer
Wölflistein
Therwil: Fichtenrain
Titterten: Ob dem Dorf
Ziefen: Hauptstrasse 106a, Hintermatt-
strasse, Untere Eienstrasse
Zunzgen: Steinenweg 9



Muttenz, Hagnaustrasse. Mammuts konnten je nach Art über vier Meter hoch und bis zu zwölf Tonnen schwer werden. Die Zeichnung eines Wollhaarmammuts stammt vom wissenschaftlichen Illustrator Benoît Clarys.

Muttenz, Hagnaustrasse: zwei Mammutstosszähne in einer Baugrube

Am 20. Mai meldete sich der Bauführer der Firma Marti AG von einer Grossbaustelle an der Muttenzer Hagnaustrasse bei der Archäologie Baselland. Ein Baggerfahrer sei im Rheinschotter auf einen Mammutstosszahn gestossen. Nach einem Augenschein vor Ort bot Simone Kiefer die Teams des Ressorts Ausgrabungen und des Konservierungslabors für die schnellstmögliche Bergung des rund 80 Zentimeter langen Zahnfragments auf. Die Aushubarbeiten wurden solange an anderen Orten fortgesetzt, um Bauverzögerungen zu vermeiden.

Am folgenden Morgen wurde das Fossil, aufgrund seines geringen Durchmessers wohl das vordere Ende eines Stosszahns, durch die beiden Teams freigelegt, vermessen, eingegipst und abtransportiert. Bereits am späteren Vormittag war der Fundort wieder freigegeben und die Aushubarbeiten konnten auch an dieser Stelle weitergehen. Stosszähne von Wollhaarmammuts erreichten eine Länge von bis zu 2,5 Metern. Diese imposanten, von der Grösse her den heutigen Elefanten ähnliche Tiere durchstreiften unsere Gegend während

der letzten Eiszeit, der so genannten Würm-Kaltzeit, die vor rund 10 000 Jahren endete.

Es ist nicht selten, dass Mammutstosszähne im Niederterrassenschotter des Rheins gefunden werden. Die Archäologie Baselland verzeichnet

Lorenz Schober, Silvia Kalabis und Anna Schuh am Fundort des ersten Stosszahns. Blick nach Südwesten.



Das erste Stosszahnfragment (Pfeil) lag inmitten einer laufenden Grossbaustelle. Schnelles Handeln war gefragt! Blick nach Süden.

bislang 30 derartige Fundorte, zwei Drittel davon in Pratteln und Muttenz, wo seit langem im grossen Stil Kies abgebaut wird. Das Mammut, zu dem der Stosszahn gehörte, war nicht am Fundort gestorben, sondern verendete wohl am Hochrhein weiter flussaufwärts. Der Kadaver wurde dann vom Rhein mitgespült. Das extrem widerstands-

fähige Elfenbein überstand die turbulente Flussreise, wurde in einer Schotterbank abgelagert und in der Folge mit mehreren Metern Kies überdeckt.

Auf den Tag genau drei Monate später informierte die Marti AG über die Sichtung eines weiteren Stosszahnfragments, rund 40 Meter nördlich der



ersten Fundstelle. Auch in diesem Fall wurde das Objekt gleich am nächsten Tag geborgen und der Bereich zeitnah wieder freigegeben. Dieses zweite Fragment war etwas grösser und dicker als das erste. Es soll fachgerecht konserviert und später vor Ort ausgestellt werden.

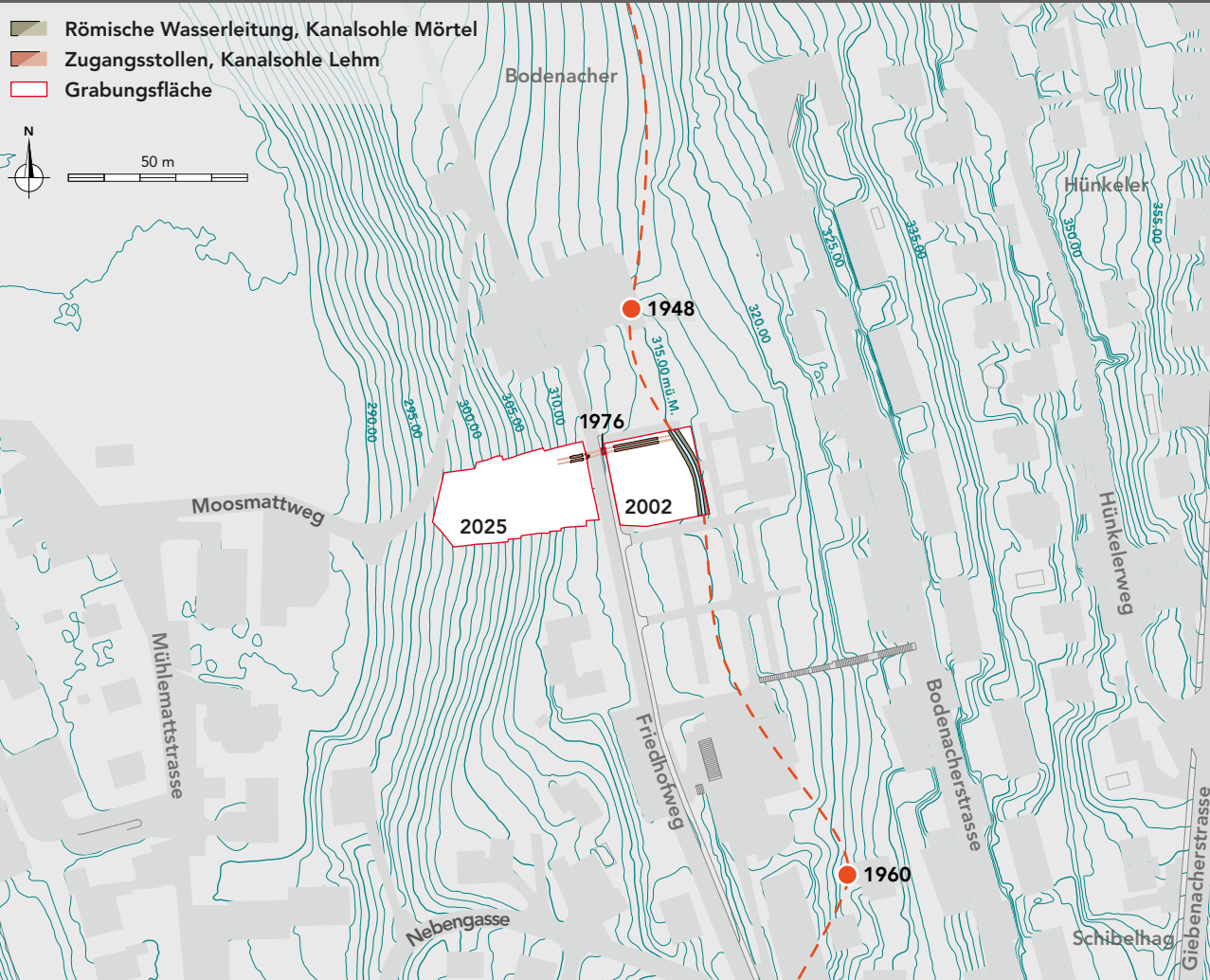
Die Vermessung zeigte, dass sich die beiden Fossilien praktisch auf derselben Höhe befunden hatten. Aufgrund dieser Tatsache auf eine gleichzeitige Ablagerung zu schliessen oder anzunehmen, dass sie sogar vom selben Tier stammen, wäre indes rein spekulativ. Keine Spekulation, sondern ein Fakt ist hingegen, dass dank der aufmerksamen Maschinisten zwei über 10 000 Jahre alte Relikte vor der Zerstörung gerettet werden konnten. Wie

stets bei solchen Funden war das Medienecho gewaltig. Bis in den Tessin reichte die Meldung der *scoperta di una zanna di mammut durante i lavori edili*.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Mai und August 2025

Das erste Stosszahnfragment nach der Freilegung und nach dem Eingipsen (oben links).





Füllinsdorf, Friedhofsweg. Plan der Untersuchungen von 1976, 2002 und 2025.

Füllinsdorf, Friedhofweg: ein Seitenkanal der römischen Wasserleitung

Bei Aushubarbeiten am Friedhofweg entdeckten Bauarbeiter im Jahr 1976 einen gemauerten, überwölbten Kanal, woraufhin Rolf Schelker, der damalige Grabungstechniker der Kantonsarchäologie, einen Augenschein nahm. Er identifizierte das innen nur 1,2 Meter hohe und rund 45 Zentimeter breite Bauwerk als Seitenkanal der römischen Wasserleitung, die von Lausen nach Augusta Raurica führte. Obwohl der Kanal keine Mörtelabdichtung aufwies, vermutete Schelker, dass es sich um einen Abzweiger handelte, der ein talseitig liegendes, heute nicht mehr vorhandenes Gebäude mit abgeleitetem Trinkwasser versorgte.

Der kleinere Seitenkanal verlief auf die rund 20 Meter weiter östlich liegende Hauptleitung zu, die im Jahr 1976 allerdings noch unberührt im Boden schlummerte. Dies änderte sich 2002, als die Erweiterung des Füllinsdorfer Friedhofs in Angriff genommen wurde. Da man bereits Kenntnis über den Verlauf sowohl der Hauptleitung wie auch des Seitenkanals hatte, war

die Archäologie Baselland von Beginn weg in das Projekt involviert.

Das Grabungsteam dokumentierte im Herbst 2002 baubegleitend rund 25 Meter der Hauptleitung und Teile des Seitenkanals. Das Gewölbe der

2002 wurden zehn Meter des Seitenkanals untersucht. Hier ist er noch zur Hälfte mit jüngeren Sedimenten verfüllt. Blick nach Osten.



**Zivi Aaron Widmer und
Andreas Wahl beim
Freilegen des fünf Me-
ter langen Abschnitts
im November 2025.
Blick nach Süden.**

Hauptleitung war durchgehend intakt und wies keine baulichen Auffälligkeiten auf. Die entscheidende Stelle jedoch, nämlich der Anschluss des Seitenkanals an die Hauptleitung, konnte aufgrund widriger Witterung und ständig nachfließenden Grundwassers nicht dokumentiert werden.

Die Vermessung des Seitenkanals erbrachte aber immerhin die Erkenntnis, dass dieser ein Gefälle von acht Prozent in Richtung der Hauptleitung aufwies. Die von Schelker aufgestellte Hypothese eines Abzweigers für Trinkwasser musste also verworfen werden. Gegen die Hypothese spricht ebenfalls, dass der Boden des Seitenkanals aus Lehm bestand und nicht aus einer gemörtelten Sohle wie bei der Hauptleitung. Ein Lehmboden würde sicherlich zu qualitativen Einbussen beim Trinkwasser führen.

Aufgrund dieser Beobachtungen wurde die Vermutung geäußert, dass es sich um einen Zugangstollen in die Hauptleitung gehandelt hat. Dieser könnte als eine Art Servicekanal gedient haben, um beispielsweise Reparaturarbeiten in der Leitung vorzunehmen oder in einem Absatzbecken abgelagerte Feinsedimente zu entfernen.

An anderen Stellen der römischen Wasserleitung sind Zugänge als Öffnungen im Gewölbe dokumentiert, die nach Abschluss der Bauarbeiten zugemauert worden waren. Sie waren in erster Linie



nötig, um nach dem Bau die Hölzer des Lehrgerüsts zu entfernen und die Innenabdichtung vornehmen zu können. Theoretisch hätte man diese Einstiegslöcher im Gewölbe auch verwenden können, um zu einem späteren Zeitpunkt die Leitung zu warten. Allerdings hätte man dazu das unterirdische Bauwerk zuerst freilegen, die Öffnung aufbrechen und anschliessend wieder zumauern müssen. Für die Römerstadt hätte dies bei jeder Wartung einen mehrtägigen Unterbruch der Wasserzufuhr bedeutet.

Mit einem Seitenzugang hingegen war die Wasserversorgung nur für die kurze Zeit unterbrochen, die es brauchte, um das Absetzbecken auszuschaufeln und allfällige Reparaturen am Gewölbe vorzunehmen. Der Gang war vielleicht bewusst eng und niedrig gehalten, um das Sonnenlicht fernzuhalten und so die Verschmutzung etwa durch Tiere oder Algen zu verhindern. Es dürfte in der Römerzeit auch kaum Widerstand gegeben haben, für die harte Arbeit in diesem extrem engen, niedrigen und finsternen Stollen Kinder oder Jugendliche einzusetzen.

Die Arbeiten von 2002 endeten mit dem Abbruch des Gewölbes der Hauptleitung. Ihr unterer Teil, inklusive dem Anschlussbereich des Seitenstollens, dürften aber immer noch unberührt im Boden liegen, so dass es zumindest theoretisch möglich wäre, diesen irgendwann in der Zukunft noch in

Unten im Bild der freigelegte Kanalabschnitt. Die Hauptleitung verläuft im Bereich der Gräber am oberen Bildrand. Blick nach Osten.



Verlauf der römischen
Wasserleitung zwischen
Lausen und Augst. Ein
Pfeil markiert die Stelle
des ‚Servicekanals‘.
Norden ist links.

Augenschein zu nehmen und zu prüfen, ob sich dort ein Absetzbecken befindet.

Ein Bauprojekt im steilen Hang westlich des Friedhofs ergab im November 2025 ein drittes Mal die Gelegenheit, den mysteriösen Seitengang

zu untersuchen. Und tatsächlich war der Stollen direkt westlich des Friedhofswegs noch intakt. Das Grabungsteam legte einen fünf Meter langen Abschnitt frei, bei dem das Gewölbe erosionsbedingt nur noch ganz im Osten erhalten war. Aufbau und Machart des Stollens entsprachen den Beobach-



tungen der früheren Untersuchungen. Die Hoffnung, den Ausgang des Kanals intakt vorzufinden, zerschlugen sich jedoch bereits zu Beginn der Arbeiten: Aufgrund der Steilheit des Hangs war der ehemalige Einstieg zu einem unbekanntem Zeitpunkt abgerutscht.

Ein Fokus wurde auf die lehmigen Sedimente auf dem Kanalboden gelegt. Haben sich dort Spuren von Begehungen in Form von Trampelhorizonten erhalten? Eine Blockprobe, die von Philippe Rentzel in der Integrativen Prähistorischen und Naturwissenschaftlichen Archäologie (IPNA) der Universität Basel sedimentologisch untersucht wurde, ergab tatsächlich Hinweise auf eine Begehung sowie Spuren von Kalksinter, die auf die Reinigung der Leitung zurückgehen könnten.

Während der aktuellen Ausgrabung gab es also keine Hinweise, die der Hypothese «Servicekanal» widersprochen hätten. Sie bleibt vorerst die wahrscheinlichste Erklärung zur Funktion des Seitenstollens. Seine Position genau nach dem ersten Drittel der Leitung – von Augst aus gesehen – war

vielleicht kein Zufall. Man darf gespannt sein, ob sich dereinst auch nach dem zweiten Drittel ein solcher Seitenzugang findet.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti
November 2025

Suzan Afflerbach beim Fotografieren des östlichsten untersuchten Abschnitts direkt beim Friedhofweg. Blick nach Osten.





Eptingen, Läufelfingerstrasse 6. Der Bereich des römischen Fundhorizonts wurde auch mit dem Metalldetektor abgesucht. Blick nach Süden.

Eptingen, Läuferfingerstrasse 6: Spuren der Römer

Im Zuge der Erdarbeiten zur Parkplatzerweiterung des Restaurants Bad Eptingen legte der Bagger des Baugeschäfts im Westteil der Parzelle dunkle, fundhaltige Lehmschichten frei. Diese kamen nur rund 30 Zentimeter unter dem aktuellen Geländeniveau zum Vorschein. An der Oberfläche fanden sich Tierknochen und Gefässfragmente sowie mehrere Steinsetzungen. Überraschenderweise kamen nebst der erwarteten neuzeitlichen und mittelalterlichen Keramik auch einzelne römische Scherben zum Vorschein.

Als das Grabungsteam die Fläche genauer untersuchte, zeigte sich, dass die neuzeitlichen und mittelalterlichen Funde der darüber liegenden Humusschicht zuzurechnen sind, die römische Keramik hingegen eindeutig aus der darunter liegenden «Kulturschicht» stammte. Dieser eindeutig römerzeitliche Befund ist nicht der erste im Dorf: Während der Renovation der Eptinger Kirche 1965 fand eine archäologische Ausgrabung statt, welche die Fundamente einer Vorgängerkirche zum Vorschein brachte. Dabei wurden auch Scherben gefunden, die eine römerzeitliche Be-

gehung des Orts dokumentieren. Der damalige Grabungsleiter Peter Stöcklin vermutete sogar ein römisches Quellheiligtum an dieser Stelle.

Nebst diesem deutlichen Nachweis römischer Präsenz in der Gemeinde existieren auch weniger

Die römischen Fundamentreste während der Freilegung. Der südlichste Bereich ist noch überdeckt. Blick nach Westen.



Eine kleine Auswahl an
Keramikfunden aus der
römischen Grube.

offensichtliche Indizien: Gemäss der Eptinger Heimatkunde von 1967 sollen auch in der Flur «Höchstetten» oberhalb des Dorfausgangs Richtung Läfelfingen römische Funde gemacht worden sein. Etwas gewagt ist hingegen die Deutung des Flurnamens «Wallburgstüel» westlich des Ortes.

Der Wortteil «Wal» bezeichnet gemäss den Angaben im Baselbieter Namenbuch üblicherweise Örtlichkeiten, wo einst «Welsche», also romanisch Sprechende lebten. Ob dies auch für den Eptinger Beleg gilt oder dieser doch nicht eher auf einen Namen wie etwa Waldoberg zurückzuführen ist, sei dahingestellt.

Die aktuelle archäologische Untersuchung wurde baubegleitend durchgeführt. Zwei der als erstes entdeckten Steinsetzungen entpuppten sich dabei als spärliche Fundamentreste, an die die römischen Fundschichten anstiessen. Die beiden Reihen bildeten zusammen eine Ecke. Da Dachziegel im Umfeld komplett fehlten, gehörten die Fundamente mit Sicherheit nicht zu einem Gebäude mit Ziegeldach. Der leicht gebogene Mauerverlauf im Süden sprach sowieso grundsätzlich gegen ein Gebäude, selbst gegen ein leichteres Bauwerk mit einfachen Steinfundamenten und darüber aufgehendem Fachwerk. Die Struktur lässt sich eher als



Teil einer Umfassungsmauer interpretieren. Doch was umfasste diese?

Einen Hinweis darauf könnte eine Grube weiter nördlich geben, deren oberste Verfüllung nebst Tierknochen, Schlacke und Metallobjekten auch viel römische Gefäßkeramik enthielt. Auffallend waren die Fragmente hochwertiger Terra Sigillata vom Typ Dragendorff 37. Aus der Verfüllung stammen aber auch vier römische Bronzemünzen. Der Befund lässt sich aufgrund dieser Merkmale am ehesten als Abfallgrube einer nahen Siedlung interpretieren, die mit einer Umfassungsmauer begrenzt war.

Vielleicht entstand diese neben einer Quelle oder gar einem Quellheiligtum? Der aktuelle Fundort gehört im engen Kessel von Eptingen zu einem der sonnigsten Areale auf dem Talboden. Dies könnte, nebst den nahen Quellen, eine Ansiedlung begünstigt haben. Auch verkehrstechnisch war der Ort in

historischer Zeit attraktiver, als es auf den ersten Blick erscheinen mag: Trotz seiner Lage am Talende war Eptingen auch vor dem Bau der Autobahn keine Sackgasse. Der historische Verkehrsweg Sissach – Eptingen – Challhöhe – Olten/Hägendorf führte an der neuen Fundstelle vorbei, wobei

Suzan Afflerbach hat die Übersicht beim Beschreiben der römischen Befunde. Blick nach Süden.



Ein mit grauem Lehm
verfüllter Graben
zeichnet sich in der
Bildmitte deutlich ab.
Blick nach Südwesten.

diese Verbindung zwar für die Urgeschichte, aber bisher noch nicht für die Römerzeit nachgewiesen ist. Es war ein sehr direkter, aber steiler und hochgelegener Juraübergang, der später, mit dem Aufkommen des rollenden Verkehrs und grösserer Lasten, in den Schatten der beiden grösseren Pässe

Unterer und Oberer Hauenstein geraten ist. Interessant ist der Name: «Chall» leitet sich vom lateinischen *callus* her, was hier so viel wie «Weg» oder «Pfad» bedeutet. Dies könnte durchaus ein Hinweis auf eine römerzeitliche Begehung dieser Route sein.

Nebst den Befunden im Westteil kamen ganz im Osten der Parzelle zwei weitere Strukturen zum Vorschein: zum einen eine kleine Grube mit Brandspuren, in dem sich ein Schlüsselfragment aus dem Spätmittelalter fand. Die Eintiefung lag isoliert am Rand der Baugrube.

Südlich davon fand sich ein Südwest-Nordost ausgerichteter Graben ohne Fundmaterial in der Verfüllung, die aus einem grauen, schutthaltigen Lehm bestand. Der Graben dürfte mit einem Kanal in Verbindung zu bringen sein, den bereits Georg Friedrich Meyer in seinen Dorfprospekten festhält: Er führte das Wasser vom Leisibach in Richtung Obertlochbach und dort über einen Känel («Canell») in den Mühlekanal, wohl damit



die Mühle auch in Trockenzeiten genug Wasser für ihren Betrieb hatte. Ein Holzkohlestückchen mit frühmittelalterlicher Radiokarbon-Datierung dürfte demnach eingeschwemmt sein.

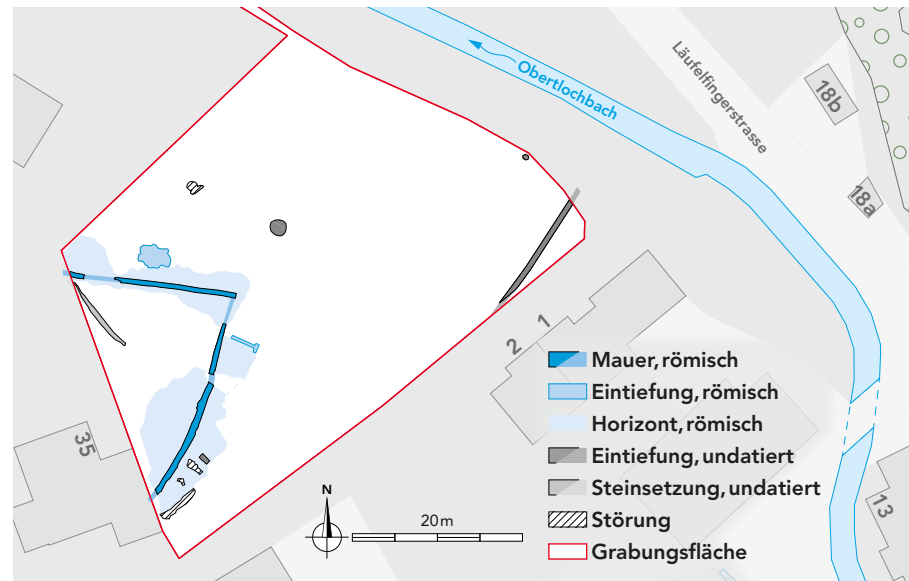
Da das Bauprojekt keinen tiefgehenden Aushub erforderte, wurde auf das komplette Ausgraben der Strukturen verzichtet. Alle erwähnten Befunde wurden nach Abschluss der Dokumentation mit Bauplastik und einer kiesigen Kofferung bedeckt, so dass sie unter dem Parkplatz geschützt erhalten bleiben. Zukünftigen Forschergenerationen verbleibt so die Möglichkeit, die Befunde mit ihren fortgeschritteneren Methoden untersuchen zu können.

Wie der Gesamtplan der Ausgrabung zeigt, laufen die römischen Befunde in den Bereich westlich des neu angelegten Parkplatzes hinein. Das Zentrum der römerzeitlichen Ansiedlung dürfte sich dort befinden. Allfällige Bauprojekte in diesem Bereich muss die Archäologie Baselland in Zukunft eng begleiten. Nur so bietet sich die Chan-

ce, mehr über diesen spannenden neuen Fundplatz herauszufinden.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Mai 2025

Der Gesamtplan der
Ausgrabung.



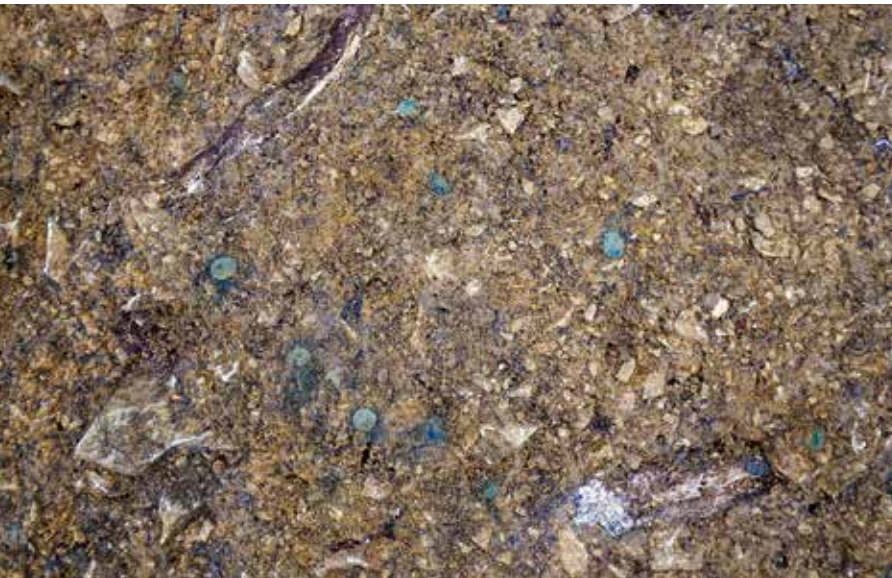
Sissach, Burgenrain: ein römischer Münzhort des 3. Jahrhunderts

Die grün patinierten Münzen fanden sich bis in den hellen, verlehnten Gehängeschutt hinab, in dem sie gut erkennbar waren.

Im Januar des Berichtsjahrs meldete der ehrenamtliche Späher Thomas Frei den Fund von über 130 römischen Münzen am Nordabhang des Burgenrains in Sissach. Diese Erhebung südöstlich der Gemeinde ist in der Archäologie aufgrund ihrer prähistorischen Wehranlage mit einem heute noch

sichtbaren Wallsystem bekannt. Die befestigte Anhöhe diente der lokalen Bevölkerung in der Hallstattzeit (800–450 vor Christus) als Refugium in unsicheren Zeiten. Römische Funde oder Strukturen fehlen am Burgenrain bislang noch. Thomas Frei hatte die Münzen mit Hilfe eines guten Gespürs sowie einem Metalldetektor im Waldboden eines leicht nach Norden abfallenden Hangs entdeckt. Der Fundort war gänzlich unauffällig und wies keine speziellen topografischen Merkmale wie Kuppen oder Mulden auf.

Da noch weitere Münzen im Boden lagen, begann das Grabungsteam nach einer gemeinsamen Begehung mit einer kleinen, rund sechs Quadratmeter grossen Flächengrabung am Fundort. Ziel war es, die restlichen Münzen zu bergen und gleichzeitig den Fundkontext zu klären. Wie sind die Geldstücke in den Boden gelangt? Gibt es Reste einer Eintiefung oder eines Behältnisses, in dem die Münzen lagen? Lässt das Streubild im Boden Aussagen darüber zu, wo und wie sie versteckt worden sind?



Die Ausgrabung erfolgte in mehreren Untersuchungsschritten: Zuerst wurden die hoch in der Humusschicht des Waldbodens liegenden Münzen mit dem Metalldetektor ermittelt, mit dem Tachymeter dreidimensional eingemessen und geborgen. Jedes Stück erhielt dabei eine Inventarnummer.

In einer zweiten Phase wurde der Humus von Hand abgetragen und der darunter liegende lehmige Gehängeschutt flächig freigelegt. Die Hoffnung war, dass sich in diesem hellen Untergrund ehemalige Bodeneingriffe abzeichnen würden. Und in der Tat: Es gab mehrere Bereiche aus dunklem Lehm, von denen einer sogar eine rechteckige Form aufwies. Die Untersuchung dieser Flecken zeigte jedoch, dass es sich bei allen um natürliche Phänomene handelte: Die unförmigen Strukturen waren das Resultat von Bioturbation, wahrscheinlich bedingt durch bereits früher verrottete Wurzeln. Der rechteckige Fleck war durch einen Kalkbruchstein entstanden, der von oben in das Sediment gedrückt worden war und dabei dunklen Humus mit in die Tiefe nahm.

Anthropogene Spuren einer Eintiefung fehlten also völlig. Auch Reste eines Behältnisses wie Keramikscherben eines Gefäßes oder Nägelchen einer Kiste fanden sich keine. Es ist gut denkbar, dass sich die Münzen ursprünglich in einem Textil- oder Lederbeutel befunden hatten, der

Lorenz Schober sucht den Waldboden mit dem Metalldetektor ab. Blick nach Westen.



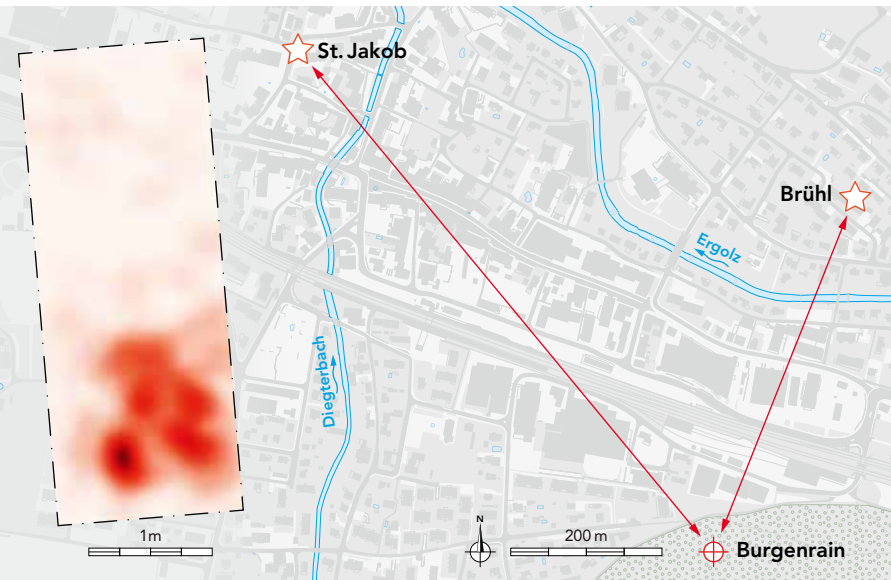
Verteilungskarte
(*Heatmap*) der Münzen
(links) und die Lage des
Fundorts im Bezug zu
den beiden bekannten
römerzeitlichen Sied-
lungsstellen (rechts).

lediglich oberflächlich verscharrt wurde. An den Münzen haben sich allerdings keine Reste eines solchen Beutels erhalten. Auch eine oberirdische Deponierung, etwa in einem Astloch oder einfach an einen Ast gehängt, wäre theoretisch denkbar gewesen. Diese Möglichkeit wurde nach Abschluss der Grabung und der Visualisierung aller

Fundpunkte am Computer jedoch verworfen. Denn die Verteilung der Münzen in Form einer *Heatmap* zeigt, dass diese relativ eng beieinander lagen. Wären sie von einem oberirdischen Versteck zuerst auf den Waldboden gefallen, hätten sie sich wohl stärker zerstreut. Wie ein solches Fundbild aussehen könnte, zeigt beispielsweise der keltische Münzschatz am Füllinsdorfer Buechlihu (Jahresbericht 2012, S. 31 ff.).

In einem letzten Schritt wurde die Grabungsfläche nach allen Seiten erweitert, um möglichst alle Münzen zu finden und die Grenzen der Streuung zu eruieren. Insgesamt kamen an der Fundstelle 553 Münzen zum Vorschein, hauptsächlich Antoniniane und wenige Denare.

Eine erste Durchsicht zeigt, dass es sich um eine spannende Mischung handelt. Der grösste Teil umfasst Prägungen des Gallienus (253–268) und des Claudius Gothicus (268–270). Hinzu kommen einige für Claudius Gothicus nach dessen Tod. Die Herrscher des Gallischen Sonderreiches sind ebenfalls gut vertreten, insbesondere Tetricus I.



(271–274) und sein Sohn Tetricus II. Die älteste Münze ist ein Denar des Severus Alexander (222–235), die jüngsten sind einige vollwertige Antoniniane des Aurelianus (270–275) und des Tacitus (275–276). Am zahlreichsten sind jedoch minderwertige Antoniniane der Jahre 260–274 und einige zeitgenössische Imitationen. Bemerkenswert ist, dass diese «billigen» Münzen zusammen mit wenigen älteren Prägungen von höherem Silbergehalt und einigen vollwertigen Antoninianen verborgen wurden. Wir sind daher gespannt auf die Ergebnisse der wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Hortes!

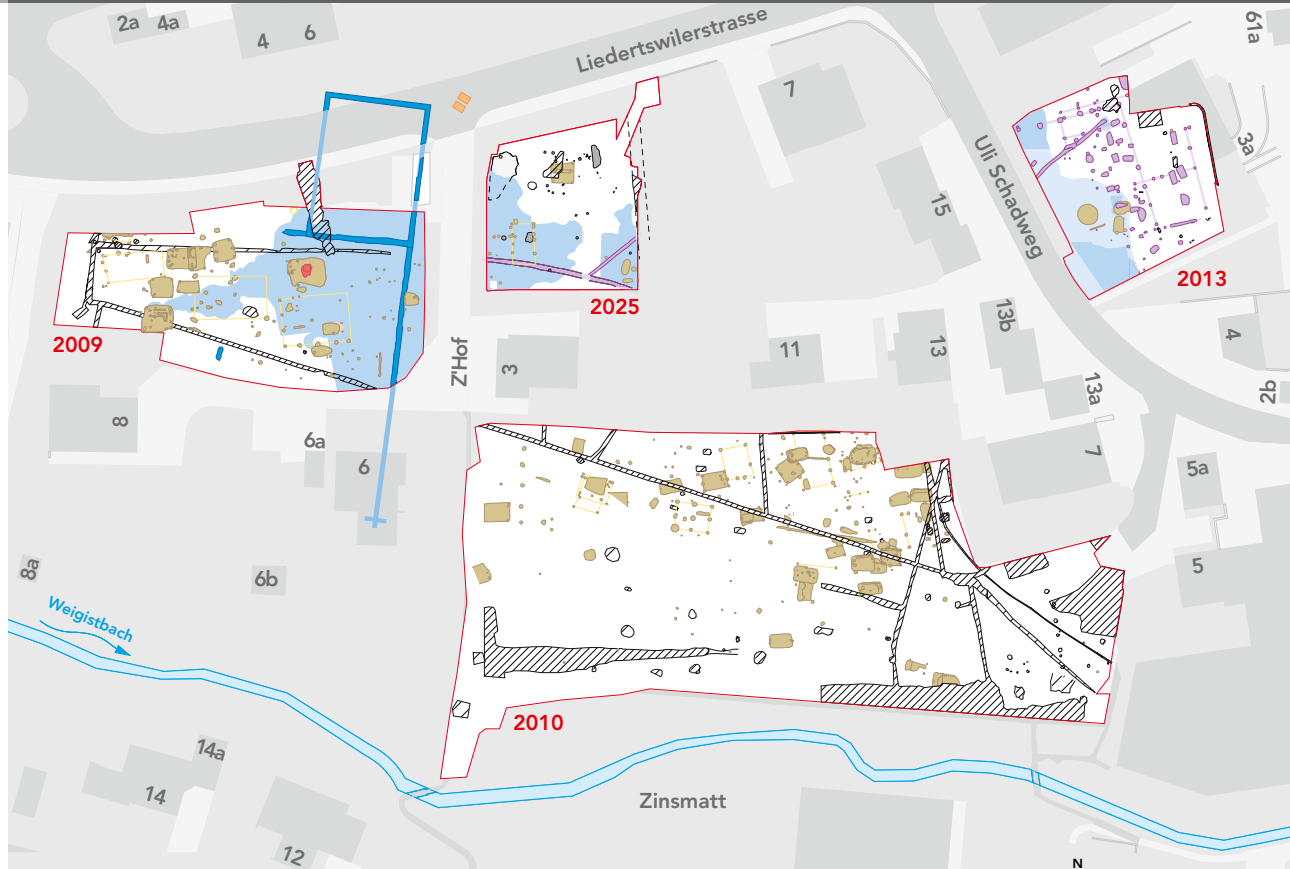
Bleibt die Frage, wieso jemand die Barschaft an diesem Ort versteckt hat. Auslöser könnten wie in vergleichbaren Fällen die unsicheren Zeiten des Gallischen Sonderreichs gewesen sein, die Krieg und Zerstörung in die Region gebracht haben und erst kurz vor Niederlegung des Hortes zu Ende gegangen sind. Bemerkenswert ist, dass zu den beiden bekannten, im Brühl und im Umfeld der Kirche St. Jakob gelegenen römischen Siedlungen in Sissach Sichtkontakt bestand. Wenn die Münzen

von einer ortsansässigen Person versteckt worden waren, konnte diese die Stelle also im Auge behalten.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg, Rahel C. Ackermann
Januar bis Februar 2025

Im Münzhort finden sich nebst den üblichen, eher minderwertigen Antoninianen (links) auch einige Münzen mit höherem Silbergehalt (rechts).





Oberdorf, Liedertswilerstrasse, Überblick über die bisher bekannten archäologischen Strukturen im Umkreis der Flur 'z'Hof'.

Römerzeit

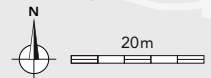
- Kalkbrennofen
- Mauer, ergänzt
- Horizont, ergänzt

Mittelalter

- Grab
- Grube, Graben, Grubenhaus
- Gebäudegrundriss, rekonstruiert

Neuzeit

- Grube, Graben
- Rekonstruiert



- Störung
- Grabungsfläche

Oberdorf, Liedertswilerstrasse: eine Ausgrabung macht die Lücke kleiner

Wenn man in Oberdorf in die Liedertswilerstrasse abbiegt und der Strasse hangaufwärts bis zum Sportplatz folgt, deutet nichts darauf hin, dass man dabei einen der wichtigsten Siedlungsplätze des Waldenburgerfels durchquert. Bereits seit dem 19. Jahrhundert ist bekannt, dass sich in diesem Bereich ein römischer Gutshof des 1. bis 3. Jahrhunderts nach Christus befand. Bei der Korrektur der Liedertswilerstrasse im Jahr 1928 fand man zudem zwei frühmittelalterliche Bestattungen. 2009 wurden in einer Notgrabung im Zuge der zunehmenden Überbauung des Quartiers Teile des römischen Gutshofs freigelegt (Jahresbericht 2009, S. 46 ff.). Es handelte sich dabei um einen Abschnitt der mutmasslichen östlichen Umfassungsmauer des Hofareals sowie eines daran angebauten Nebengebäudes mit Ziegeldach.

Die Überraschung schlechthin war jedoch die Entdeckung einer frühmittelalterlichen Siedlung des 8. und 9. Jahrhunderts. Das Grabungsteam dokumentierte damals die Reste von

insgesamt neun Grubenhäusern sowie Pfosten Spuren ebenerdiger Gebäude. Die Reste stehen wohl mit einer Königsurkunde Ludwigs II. aus dem Jahr 835 in Zusammenhang: Die Urkunde erwähnt einen Gütertausch in *Honoltesvillare* (Onoldswil), bei dem das elsässische Kloster Murbach explizit seinen grossen Herrenhof behielt.

Grosses Medieninteresse während der Grabung des Jahres 2009.



Schnitt durch eine der Pfostengruben des frühmittelalterlichen Holzbaus. Die graue Verfüllung zeichnet sich im hellen Lehm deutlich ab.

Der Flurname «z'Hof» erinnert bis heute daran. Die damaligen Entdeckungen schafften es sogar in die Hauptausgabe der Tagesschau!

Bereits wenig später, im Frühjahr 2010, wurde eine neuerliche Ausgrabung nötig, die südöstlich

an die Fläche von 2009 anschloss (Jahresbericht 2010, S. 44 ff.). Die Untersuchung konnte belegen, dass die römische Besiedlung hier endete. Die mittelalterliche Besiedlung hingegen entwickelte sich hierhin weiter: In diesem Bereich wurden zwanzig Grubenhäuser des 10. und 11. Jahrhunderts nach Christus sowie dutzende Pfostengruben von ebenerdigen Holzbauten entdeckt. Funde von Webbrettchen, Webschiffchen und Spindelschwungrädern belegen eine intensive Textilverarbeitung. Völlig unerwartet war die Entdeckung einer Grube mit Keramikscherben der jungsteinzeitlichen Horgener Kultur (3500–2800 v. Chr.). Da diese primär an Seeufern überliefert ist, stellt dieser Fund im Jura eine Seltenheit dar.

Die dritte Notgrabung aus dem Jahr 2013 lag noch weiter östlich (Jahresbericht 2013, S. 54 ff.). Die Befunde bestätigten die Hypothese, dass sich die mittelalterliche Siedlung im Laufe der Zeit kontinuierlich in Richtung Talsohle verlagert hat. Neben Hangrutschsedimenten, die römische Ziegel enthielten, wurde ein weiteres hochmittelalterliches Grubenhaus sowie eine Grube mit reichem



Fundmaterial aus dem 14. Jahrhundert entdeckt. Auffallend war in diesem Areal eine intensive neuzeitliche Nutzung, die sich durch zahlreiche Pfosten- und Abfallgruben manifestierte.

Die drei Grabungen dokumentieren eine beeindruckende Siedlungskontinuität vom frühen Mittelalter bis in die Neuzeit, wobei sich der Schwerpunkt über die Jahrhunderte hangabwärts verlagerte. Am Ort eines ehemaligen römischen Gutshofs entstand ein bedeutender frühmittelalterlicher Herrenhof, aus dem sich ein Dorf – im Hochmittelalter Onoldswil genannt – entwickelte. Dieses umfasste auch die rund 500 Meter weiter talabwärts liegende Kirche Sankt Peter. Der Bergsturz vom Dielenberg im Jahr 1295 trennte Onoldswil in einen oberen und einen unteren Teil: Oberdorf und Niederdorf entstanden.

Zu dieser bereits reichen Forschungsgeschichte gesellt sich im Berichtsjahr ein weiteres Kapitel. Das Grabungsteam führte im Frühling eine Notgrabung auf der noch nicht überbauten Parzelle

121 an der Liedertswilerstrasse durch, ausgelöst durch den Bau eines Mehrfamilienhauses mit Einstellhalle. Kurz nach dem Humusabstoss zeigte sich, dass sich auch hier archäologische Reste im Boden befinden: Unter einer etwa 30 bis 40 Zentimeter mächtigen Lage aus Gehängelehm kam

Voller Einsatz! Zivi Baran Yalcin beim Ausgraben einer Pfostengrube



Die dunkle Verfüllung
des rechteckigen
Grubenhauses zeichnet
sich klar ab, ebenso
eine moderne Störung
oben im Bild.

eine Schuttschicht mit römischen Funden zum Vorschein. Wie die spätere Untersuchung zeigte, war sie maximal 30 Zentimeter dick und enthielt Kalkbruchsteine, kleinteilige römische Ziegelfragmente, Tierknochen sowie römische Gefäßkeramik- und Glasfragmente. Ihre Mächtigkeit nahm von Westen nach Osten ab.

Es gibt mehrere Hinweise, dass diese Schuttschicht erst in jüngerer Zeit an dieser Stelle abgelagert worden war. Der deutlichste ist der Fund eines ebenerdigen, frühmittelalterlichen Pfostenbaus aus dem 7. Jahrhundert unter der Schuttschicht. Des Weiteren könnte auch die Kleinteiligkeit der römischen Baukeramik eine spätere Umlagerung des Bodens – beispielsweise eine Ausplanierung des Geländes – belegen. Bei solchen Bodenbewegungen zerbrechen die römischen Ziegel in immer kleinere Fragmente.

In der Südostecke der Grabung fanden sich mehrere frühmittelalterliche Gruben, deren ursprünglicher Verwendungszweck nicht zu eruieren war. Ein Bereich mit dunklem, sandigem Lehm in der Nordwestecke der Grabung wurde als ehemaliger Feuchtboden interpretiert, in dem sich Wasser aus einer wohl wenig oberhalb gelegenen Quelle gesammelt hatte. Aus diesem vormals schlammigen Sediment wurden ebenfalls römische Funde ge-



borgen, was darauf hindeuten könnte, dass der Feuchtboden zur Römerzeit Bestand hatte.

Im Nordteil der Ausgrabung wurde ein frühmittelalterliches Grubenhaus mit vier Eckpfosten entdeckt. Die beiden südlichen Pfostengruben waren dabei tiefer und massiver ausgeprägt als die nördlichen, was auf ein asymmetrisches Dach – eine Art Pultdach – hinweisen könnte.

Wie in vielen weiteren Grubenhäusern in der Region waren auch hier Spuren des Textilhandwerks anzutreffen: Im Zentrum der Gebäudes fand sich eine grabenartige Struktur, die wohl als Verankerung eines stehenden Webrahmens zu deuten ist. Dies würde auch das Fehlen von Webgewichten im Fundmaterial erklären, da geschlossene Webrahmen zum Straffen der Kettfäden keine solchen benötigten. In der Verfüllung des Grubenhauses fanden sich Tierknochen, etwas Keramik sowie eine Knochennadel. Die wenigen nicht-römischen

Keramikscherben datieren den Befund ins 6. Jahrhundert, was es zum ältesten bislang nachgewiesenen Grubenhaus von Onoldswil macht.

Befunde aus dem Hoch- und Spätmittelalter waren nicht nachweisbar. Dies passt zur Hypothese, dass sich die Siedlung im Laufe der Jahrhunderte

Das Grubenhaus während der Freilegung. Die dunkle Struktur über der Bildmitte könnte den Standort eines Webrahmens anzeigen. Blick nach Nordwesten.



**Metalldetektor-
Sondierung im Bereich
des neuzeitlichen
Grabens mit der
Teuchelleitung. Blick
nach Osten.**

von Westen nach Osten entwickelt hatte. Erst aus der Neuzeit fanden sich wieder Spuren im Boden. Ein bereits zu Beginn der Grabung deutlich sichtbarer Graben zog sich in West-Ost-Ausrichtung durch das Areal. Glasierte Gefässkeramikfragmente in der Grabenverfüllung datieren ihn ein-

deutig in die jüngere Neuzeit. Auf der Grabensohle lagen in regelmässigen Abständen eiserne Muffen. Sie sind Zeugnisse einer hölzernen Wasserleitung aus längs durchbohrten Holzstämmen, wobei die eisernen, so genannten Teuchelringe die einzelnen Rohre miteinander verbanden. Die regelmässigen Abstände der Ringe zeigen, dass man sich nach der Aufgabe der Leitung nicht mehr die Mühe gemacht hatte, die Holzstämmen zu entfernen, sondern sie einfach im Boden verrotten liess. Spärliche Holzreste fanden sich denn auch nur noch an den metallenen Verbindungsstücken. Die Wasserleitung führte von der rund 250 Meter entfernten «z'Hofquelle», interessanterweise auch «Römerquelle» genannt, in Richtung Dorf. Im Osten konnte das Grabungsteam einen Abzweiger in Form eines kleinen Grabens ohne Teuchelringe nachweisen. Er verlief in Richtung des Hauses Liedertswilerstrasse 7.

Die jüngsten Befunde der Grabung waren eine Reihe von Staketenlöchern sowie eine gruben-



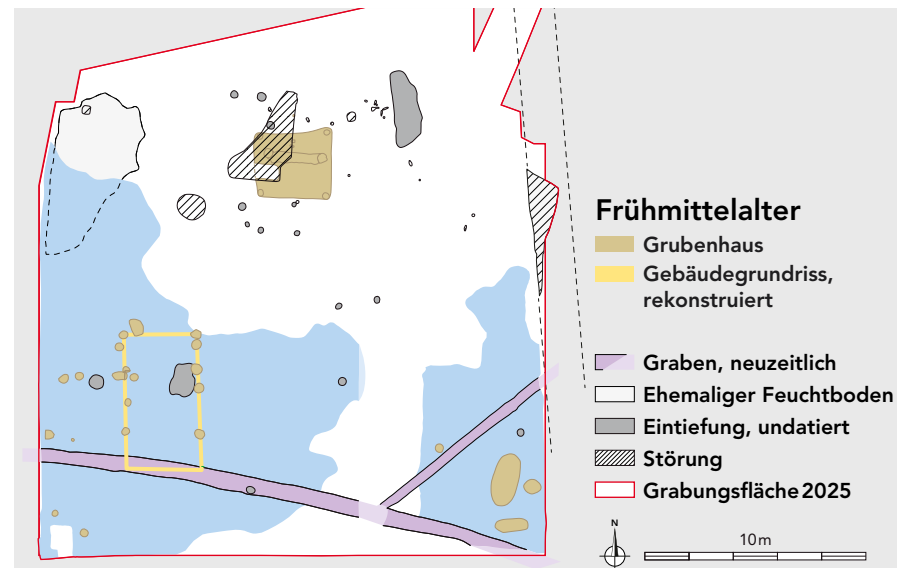
artige Eintiefung mit darauf zulaufendem Graben im Bereich des Grubenhauses. Die Staketenlöcher werden als Spuren von Bohnenstangen eines ehemaligen Gemüsegartens interpretiert. Die Kombination von Graben und Grube könnte auf eine Sickergrube hinweisen. Die Parzelle diente zudem zu unterschiedlichen Zeiten als Installationsplatz für nahe Baustellen, was vor allem in den obersten Erdschichten seine Spuren hinterliess.

Die im Mai abgeschlossene Untersuchung auf der letzten noch unbebauten Parzelle des Areals hat bestätigt, dass sich die ältesten frühmittelalterlichen Befunde in der Tat nahe des römischen Gutshofs befinden. Eine Siedlungskontinuität zwischen der Römerzeit und dem Frühmittelalter ist zwar immer noch nicht eindeutig nachzuweisen. Der Fund des Grubenhauses aus dem 6. Jahrhundert trug aber dazu bei, diese Lücke um über 100 Jahre zu verkleinern – die ältesten frühmittelalterlichen Befunde waren bislang die Kör-

perbestattungen unter der Liedertswilerstrasse, die ins spätere 7. Jahrhundert datieren.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
März bis Mai 2025

Der Gesamtplan der Ausgrabungen 2025.





Gelterkinden, Rünenbergerstrasse 19. Überblick über den freigelegten Bereich des mittelalterlichen Steinbaus. Die dunkle Brandschuttschicht ist im Gebäudeinnern deutlich sichtbar. Blick nach Nordosten.

Gelterkinden, Rünenbergerstrasse 19: lange gesuchtes Weiherhaus gefunden

1936 beobachtete der Kunstmaler und Heimatforscher Fritz Pümpin an der Rünenbergerstrasse in Gelterkinden massive Mauerfundamente. Er hielt sie auf einem Plan fest und vermerkte dazu lapidar, sie seien «mittelalterlich». Fundgegenstände, die diesen Verdacht bestätigt hätten, sind allerdings nicht überliefert.

Pümpin äusserte die Vermutung, dass es sich um jenes Weiherhaus handeln könnte, das in Chroniken des 16. Jahrhunderts beiläufig erwähnt wird. So berichtet Aegidius Tschudin um 1540 von einem *wygerhuss*, das *abgangen* und *am dorff* gelegen sei. Johannes Stumpf führt in seiner Chronik von 1548 die Herren von Gelterkinden auf und fügt an, das *geschlaecht ist zergangen*, und das *wasserhäusle zerbrochen*. Und Christian Wurstisen vermeldet 1580, dass beim Dorf Gelterkinden *noch Mauren und andere Warzeichen eines zergangnen Edelmans Sitz* zu sehen seien. In jüngeren Quellen oder etwa in den Planskizzen des Basler Geometers Georg Friedrich Meyer aus der Zeit um 1680 findet sich jedoch kein Hinweis mehr auf ein solches Bauwerk.

2021 stiess man in unmittelbarer Nähe, bei der Anlage eines Zugangswegs, wiederum auf Mauerreste, die anschliessend in einer kleinen Ausgrabung archäologisch untersucht wurden. Das dabei geborgene Fundmaterial zeigte in der Tat eine Datierung ins 14. Jahrhundert an. Und eine

Durch den zeitversetzten Abbau der Felder 1 und 2 entstand ein Querschnitt durch das Innere des Gebäudes. Blick nach Westen.



Die wichtigsten überlieferten Gefässtypen: Kochtöpfe, eine innen glasierte Dreibeinpfanne, zum Teil glasierte Ofenkacheln (o. Msst.).

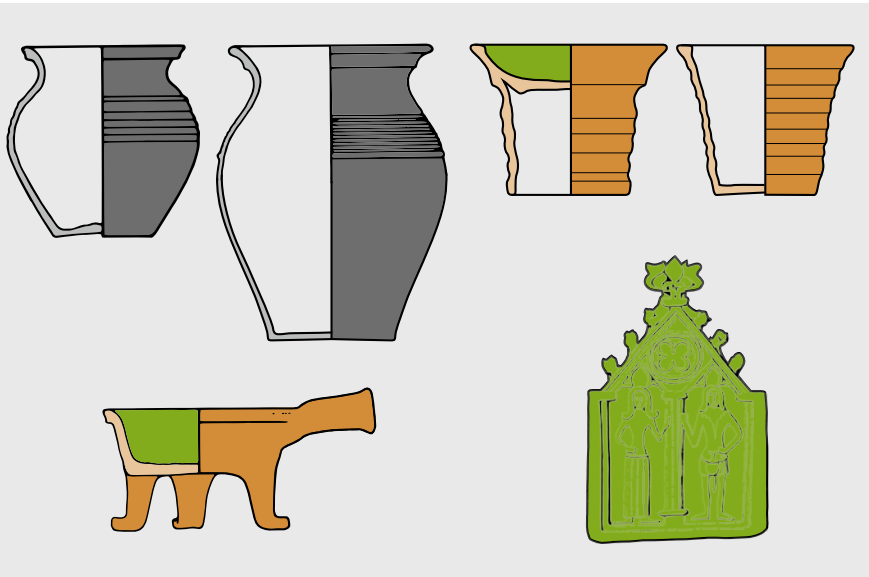
reliefverzierte glasierte Ofenkachel verwies klar auf eine gehobene, adlige Wohnkultur (Jahresbericht 2021, S. 60 ff.).

Am 18. November 2025 begleitete die Archäologie Baselland den Voraushub für ein Mehrfamilien-

haus auf der benachbarten Parzelle. Der Einsatz war mit der Bauherrschaft abgesprochen, um Projektverzögerungen zu vermeiden.

Die Mauerkronen kamen unmittelbar unter der dünnen Humusdecke an den erwarteten Stellen zum Vorschein. Überraschend war hingegen der Fund eines grossen bearbeiteten Kalksteinquaders genau in der Mitte der beiden Mauerfluchten. Er diente offensichtlich als Basis für eine mächtige Stütze aus Holz oder Stein, die das Obergeschoss zu tragen hatte.

Wie sich im Verlauf der Ausgrabung noch zeigen sollte, hatte dieser Kalksteinblock noch eine weitere Funktion. Vorerst galt es aber, die Grabungsinfrastruktur aufzubauen und die obersten Erdschichten sorgfältig mit dem betriebseigenen Kleinbagger freizulegen. Dabei zeigte sich im Gebäudeinnern früh eine ausgedehnte Schicht mit Brandschutt aus dunklem, asche- und holzkohlehaltigem Sediment sowie Kalkbruchsteinen.



Die Brandschuttschicht fehlte entlang der Mauern. Dies ist auf die spätere Plünderung der Ruine zurückzuführen, als systematisch den Mauern entlang gegraben wurde, um die Kalksteine auszubrechen. Nach der Dokumentation des obersten Niveaus wurde das Gebäudeinnere in zwei Felder eingeteilt, die das Grabungsteam nacheinander abbaute. So entstand an der Feldgrenze ein Querschnitt durch sämtliche Schichten. Die Feldgrenze wurde so gewählt, dass der grosse Kalksteinblock ebenfalls in diese Profilansicht zu liegen kam.

Zuerst wurde der Ostteil (Feld 2) abgetragen. Dort zeigten sich unter dem Brandschutt ganz im Westen die Reste einer Stückerde aus Grobkies. Diese bildete wohl den Unterbau für einen Lehm Boden, der durch den Schutt des eingestürzten Gebäudes massiv zerdrückt worden war. Im Bereich des ehemaligen Bodenniveaus von diesem «Raum A» fand sich eine Grube mit vielen Holzkohleresten in der Verfüllung, die wohl aus der Errichtungszeit des Gebäudes stammt.

Unter dem mittelalterlichen Boden legte das Grabungsteam zwei kreisförmige, fundleere Strukturen aus gebranntem Lehm frei, die eine mit einer Einfassung aus stark verbrannten Geröllen und Kalkbruchsteinen. Es handelt sich um Feuerstellen, die höchstwahrscheinlich aus einer Zeit

Die Feuerstellen waren als kreisrunde, hitzebedingte Verfärbungen des Lehms gut erkennbar. Blick nach Norden.



**Lorenz Schober und
Verena Geiger beim
Abbau der Feuerstelle
in Feld 2.**

vor dem Bau des Gebäudes stammen. Sie lagen auf einer fundhaltigen Schicht, die vom Charakter her der Kulturschicht ähnelt, die 1971 in der nahen bronzezeitlichen Siedlung «Im Baumgarten» ausgegraben wurde. Letztere liegt knapp 50 Meter weiter südlich und deren Ausläufer ziehen nach

einzelnen Funden zu schliessen bis in den Bereich der aktuellen Grabung. Das Resultat einer C14-Beprobung widerspricht jedoch diesem Eindruck, denn die Analyse datiert die Schicht ins 10. Jahrhundert nach Christus. Und in der Tat gibt es auch aus dieser Zeit ein paar wenige Keramikfunde.

Auch im westlichen Grabungsfeld wurde zuerst der Brandschutt untersucht. Darunter folgte ein Lehm Boden, der trotz einiger Fehlstellen hier besser erhalten war als in Raum A. Spätestens nach dem Freilegen der darunterliegenden Stückerde wurde klar, dass das Erdgeschoss in mindestens drei Räume gegliedert war: der grosse Raum A im Osten, Raum C im Südwesten und Raum B im Nordwesten, von dem allerdings nur ein kleiner Bereich innerhalb des Grabungsperimeters lag. Die Räume waren durch Bretterwände getrennt, die auf Schwellbalken auflagen. Deren Lage war aufgrund von Holzkohlespuren rekonstruierbar. Die Balken waren in Nuten des Kalksteinblocks verankert. Derjenige zwischen den Räumen A und C lag in einem Kalkmörtelbett und war in



der Mitte von einem grösseren flachen Kalkstein unterstützt. Zwischen den Räumen B und C lag die Schwelle hingegen in einem Bett aus Ziegelschrotmörtel – womöglich, um in Ergänzung zur Stabilisierung die Bodenfeuchtigkeit fernzuhalten.

Funde von Ofenkachelfragmenten aus praktisch allen dem Gebäude zugehörigen Schichten zeigen, dass wohl mehrere Kachelöfen für Wärme gesorgt hatten. Direkt südlich des Schwellbalkens kam in Raum C ein ganzer Topf zum Vorschein, der in die Stickung eingelassen war. Er wurde als Ganzes geborgen und sein lehmiger Inhalt im Konservierungslabor untersucht. Zur grossen Enttäuschung aller Beteiligten fand sich darin lediglich ein Eisennagel.

Das Gefäss stammt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und gehört zu den jüngsten Funden, die mit dem Gebäude in Zusammenhang stehen. Die Situation erinnert stark an so genannte Münztöpfe: einfache Kochtöpfe, die man irgendwo versteckt hatte, um darin seine Barschaft aufzubewahren. Waren auch im Gelterkinder Topf

einmal Münzen versteckt worden? Haben ihn die rechtmässigen Eigentümer später geleert oder wurde er noch kurz vor der Brandzerstörung des Gebäudes geplündert? Der Nagel könnte verwendet worden sein, um die darüberliegende Steinstickung aufzubrechen.

In der Stickung des Lehmbo­dens war ein vollständiger Topf eingelassen. Blick nach Nordwesten.



Ohne schweres
Gerät geht es nicht.
Zivi Aaron Widmer
auf dem Dumper.

Unter der Stickung fand sich eine weitere Brandschuttschicht, die allerdings auf einen kleinen Bereich (Raum D) limitiert war. Die südliche Grenze dieses möglichen Raums bildete ein mit Kalksteinen und römischen Baukeramikfragmenten verfülltes Gräbchen. Steht dieser untere

Brandschutt mit einer gewerblichen Tätigkeit in Zusammenhang? Oder zeugt er von einem lokalen Brandereignis, das den Anstoss für eine neue Raumeinteilung gab? Darunter lag ein weiteres Bodenniveau, das eine auffällige Häufung von Tuffsteinfragmenten und -splittern aufwies, weshalb es sich um das Bauniveau des Gebäudes handeln dürfte. Tuffsteine fanden sich im erhaltenen Mauerwerk keine, aber es ist wahrscheinlich, dass man solche in den oberen Stockwerken, etwa für Eckverbände oder als Gewände verbaut hatte.

Das Gelände ausserhalb des Bauwerks zeigte keine befestigten Böden wie Pflasterungen oder Koffierungen. Der lehmige Boden dürfte häufig aufgeweicht gewesen sein. Das zeigen Funde, die tief in den Boden hineingedrückt worden waren. An der südwestlichen Gebäudeecke war ein mit Kalksteinen verfüllter Graben angelegt worden, der vermutlich als Drainage diente. Südlich des Gebäudes fanden sich grosse Pfostengruben mit Keilsteinen. Eine davon datiert gemäss einer C14-Analyse ins 10. Jahrhundert. Zusammen mit den zeitgleichen



Strukturen im Gebäudeinnern zeichnet sich demnach eine Vorgängerbesiedlung ab, die allerdings keinen direkten zeitlichen Anschluss an den Steinbau des 14./15. Jahrhunderts hatte.

Ebenfalls südlich des Gebäudes wurde ein breiter und tiefer Graben entdeckt, der mit dunklem Sediment verfüllt war, ursprünglich aber offen gestanden hatte. Die Dimensionen lassen auf einen Wassergraben oder einen Weiher schliessen, was ideal zur Hypothese eines «Weiherhauses» passt. Bei der archäologischen Begleitung eines Bauprojekts auf der südlich anschliessenden Parzelle wurde die massive, dunkle Grabenverfüllung in der nördlichen Baugrubenwand bereits im Jahr 2019 gesichtet, wie sich nun herausstellte.

Die aktuelle Ausgrabung bestätigt den Eindruck eines wehrhaften, gut ausgestatteten Gebäudes, das mit grösster Wahrscheinlichkeit als das in den Quellen genannte «Weiherhaus» zu identifizieren ist. Die in den Schriftzeugnissen angedeutete Verbindung zu den Herren von Gelterkinden ist indes höchstens über Umwege herzustellen, denn das re-

gionale Rittergeschlecht ist nur im 13. Jahrhundert gut belegt. Nach 1308 brechen die urkundlichen Belege ab. Diese Daten passen gut zur Belegung der nahe gelegenen Burg Scheidegg. Gemäss den Ausgrabungen von 1970/71 wurde sie um 1220 errichtet und fiel um 1320 einem Brand zum Opfer.

Der vermutete Wassergraben war 2019 in einer südöstlich angrenzenden Baugrubenwand sichtbar. Blick nach Nordwesten.








Gesamtplan (ohne Brandschutt und Bodenniveaus). Die Ergänzung des Grundrisses mit zweitem Sockelfundament ist hypothetisch.

Just in diese Zeit fallen allerdings die ältesten Funde an der Rünenbergerstrasse. Haben die Herren von Gelterkinden nach der Aufgabe der Burg Scheidegg im Tal einen neuen wehrhaften Wohnsitz errichtet? Führte erst die Brandkatastrophe um die Mitte des 15. Jahrhunderts zum definitiven Ende







der Adelsfamilie? Steht dieses Ende vielleicht sogar in Zusammenhang mit dem Alten Zürichkrieg, als die Farnsburg 1444 von den Eidgenossen belagert wurde?

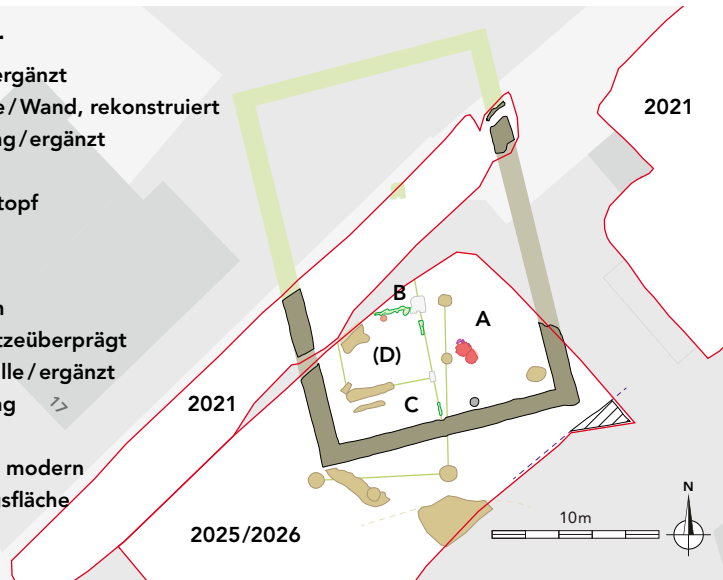
Gelterkinden gehörte damals zur Herrschaft Farnsburg, und ein nur mässig geschütztes Weiherhaus wäre für das mehrere hundert Mann starke eidgenössische Heer zweifelsohne eine leichte Beute gewesen. Es ist jedenfalls bemerkenswert, dass hier ein Weiherhaus bereits im Spätmittelalter wieder aufgegeben wird. In der Regel sind diese repräsentativen und bequem gelegenen Adelssitze später

Mittelalter

-  Mauer/ergänzt
-  Gebäude/Wand, rekonstruiert
-  Eintiefung/ergänzt
-  Mörtel
-  Keramiktopf

Undatiert

-  Kalkstein
-  Stein, hitzeüberprägt
-  Feuerstelle/ergänzt
-  Eintiefung
-  Störung, modern
-  Grabungsfläche



> Gut besuchter Infostand am Tag der offenen Ausgrabung. Rund 200 Interessierte haben die Grabung an diesem Samstag-Nachmittag im Januar besucht.

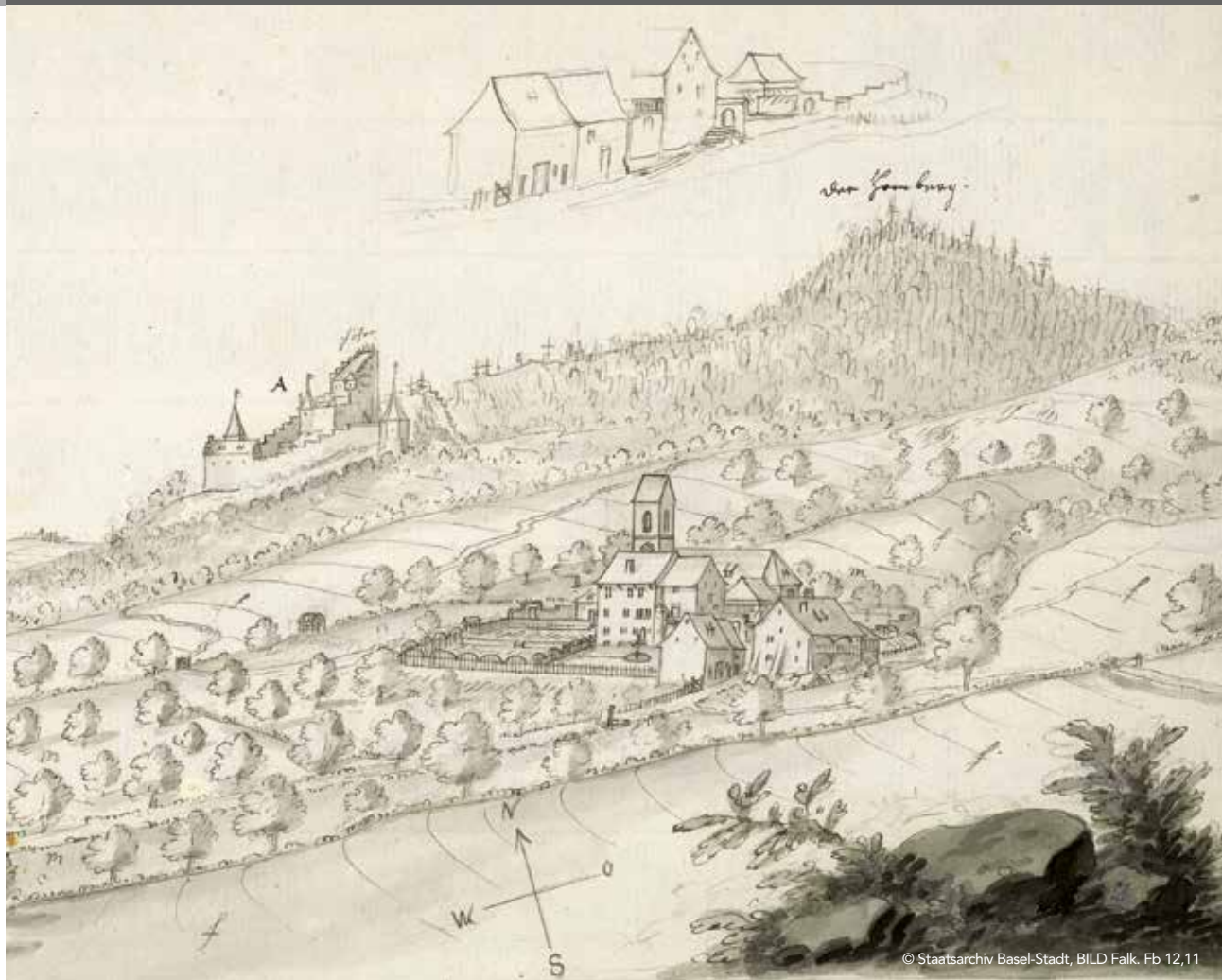
zu eigentlichen «Weiherschlossern» ausgebaut worden. In der Region zeigen das die bekannten Anlagen von Binningen, Bottmingen oder Pratteln. Die Indizien lassen derartige Zusammenhänge nicht unwahrscheinlich erscheinen, aber von einer Gewissheit sind wir (noch) weit entfernt.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti
November 2025 bis Februar 2026

Besuch des «SRF Regionaljournals». Sedrik Eichkorn sammelt Bilder, Geräusche und Videosequenzen von der Grabung.



Läufelfingen,
Ramsacherstrasse 36.
Die Zeichnung von
Emanuel Büchel
von 1758 zeigt den
Kirchweiler mit dem
stattlichen Pfarrhaus
und dem weiten
Vorplatz mit zentralem
Springbrunnen. Im
Hintergrund ist die Neu
Homburg zu erkennen.



Läufelfingen, Ramsacherstrasse 39: auf «Römersuche» rund ums Pfarrhaus

Oben am Hang, leicht ausserhalb des Dorfkerns, liegt das Pfarrhaus von Läufelfingen mit freiem Blick auf die umliegenden Hügel und Täler sowie das Waldstück, in dem sich die Ruine Neu Homburg verbirgt. Das Gebäude, Baujahr 1491, ist Teil eines typischen Kirchweilers, zu dem auch die spätgotische Kirche St. Peter und Paul sowie das Sigristenhaus im Osten gehören. Seit 2024 wird das Pfarrhaus von der Stiftung Kirchengut umfassend saniert und neu in zwei Wohneinheiten unterteilt. Im Zuge dieser Arbeiten wurden der Pfarrgarten umstrukturiert, südlich davon diverse Bohrungen für Erdsonden vorgenommen und ein grösserer Parkplatzbereich angelegt.

Wie schon bei früheren Grabungen, zum Beispiel 2002 im Keller der Pfarrei, stiessen wir auch diesmal an zwei Stellen auf die Reste einer römischen Schuttschicht. Sie war leider nur schwach ausgeprägt, und genau wie früher fehlen die zugehörigen Gebäudespuren wie zum Beispiel Mauerreste oder Pfostenlöcher. Die Suche nach einem römischen Gebäude, das hier irgendwo gestanden haben muss, geht also weiter.

Mauerfundamente wurden dann doch noch freigelegt, allerdings neuzeitliche. Mitte Juli meldete Thomas Mumenthaler, Inhaber der gleichnamigen Gartenbaufirma, er sei bei Aushubarbeiten auf eine Pflasterung gestossen. Beim Freilegen der Oberfläche erstaunten uns die auffallend grossen, länglichen Steinquader, die eine Länge von bis zu

Umbauarbeiten vor dem Pfarrhaus, mit der spätgotischen Kirche im Hintergrund.



**Der Parkplatzbereich
südlich des Pfarrhauses
mit Gebäudefundament
und Pflasterung.**

40 Zentimetern aufwiesen. Direkt östlich davon, getrennt und gestört durch einen modernen Leitungsgraben, zeichnete sich zudem ein massives Fundament aus Kalkbruchsteinen ab, mit nach Osten abbiegender Südecke und direkt daran angrenzend eine weitere Pflasterung gleicher Bauart wie die zuvor festgestellte.

Gemäss Hans-Rudolf Heyer, dem Autor des Bandes über den Bezirk Sissach in der Reihe der «Kunstdenkmäler der Schweiz», wurde das Pfarrhaus mehrfach umgebaut und um einen Anbau erweitert, und daneben wurden im Laufe der Zeit diverse Ökonomiegebäude erstellt und wieder abgerissen.

Auf einem Stich von Emanuel Büchel von 1758 ist rechts vor dem Pfarrhaus ein etwas kleineres, heute verschwundenes Gebäude eingezeichnet, das in Lage und Grösse recht gut zum nun nachgewiesenen Fundament passt. Auf dem Stich ist ausserdem ein Vorplatz mit grossem, repräsentativem Rundbrunnen zu sehen. Wie das bei der aktuellen Untersuchung festgestellte hochwertige



➤
**Gebäudefundament und
Pflasterung mit Blick auf
das Pfarrhaus.**

Kopfsteinpflaster zeigt, war dieser Platz sehr ansprechend befestigt.

Weiter nördlich kam eine weitere Mauerecke zum Vorschein. Leider handelt es sich nicht um die Nordecke des Ökonomiegebäudes, das an die Pflästerung angrenzt, sondern um eine Reihe eng

aneinandergelegter Kalksteinquader, ohne Mörtelverbund und ohne konkrete Hinweise auf die ursprüngliche Nutzung und Zeitstellung des Befunds.

Durchführung und Bericht: Suzan Afflerbach
Juni bis Juli 2025

Weiter nördlich gelegenes Ausgrabungsfeld mit Mauerecke und der römischen Schuttschicht im Hintergrund bei der Gebäudemauer.





Waldenburg, Pfarrhaus.
Die Aufnahme aus der
Zeit vor 1911 zeigt
ein Scharfenfenster im
Obergeschoss.

Waldenburg, Pfarrgasse 10: vom «steinernen Haus» zum Pfarrhof

Die einstige Stadtburg – das «steinerne Haus, das heute als Pfarrhaus genutzt wird – liegt geschützt an der Nordwestecke der Stadtmauer von Waldenburg und ist an zwei Seiten von dieser umschlossen. Das zweigeschossige Gebäude misst elf auf dreizehn Meter, seine Mauern haben eine Stärke von einem Meter. Zur Stadt hin wurde es später durch einen winklig angebauten Trakt im Osten ergänzt, und es besass sicher seit dem 17. Jahrhundert eine grosszügige umfriedete Gartenanlage. Wegen geringfügigen Veränderungen im Innern des Pfarrhauses ergab sich für die Bauforschung die Gelegenheit, die Räume der ehemaligen Stadtburg genauer zu untersuchen und ausgewählte Hölzer dendrochronologisch zu datieren.

Bereits seit dem 12. Jahrhundert gibt es Hinweise auf einen Markt nördlich von Langenbruck. Bekannt ist auch, dass die Frohburger das Kloster Schöntal stifteten und Macht über die Region des Oberen Hauensteins ausübten, die durch die Erz-

vorkommen und die nachgewiesene Eisenverarbeitung geprägt war.

Vermutlich um 1200 liessen die Frohburger die Waldenburg errichten und wohl kurz danach, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, gründeten

Im Jahr 1642 zeichnete Matthäus Merian das gewalmte Pfarrhausdach von 1446d.



Das Gebäudeensemble in der Nordwestecke der mittelalterlichen Stadt. Die Reste des «festen Hauses» stecken im Hauptgebäude links.

sie das gleichnamige Städtchen. Die erste urkundliche Erwähnung des «steinernen Hauses» (*domus lapidea*) in der Ecke der Stadtmauer stammt aus dem Jahr 1244, was darauf schliessen lässt, dass es möglicherweise zeitgleich mit der Stadtgründung erbaut wurde. Damals gehörte es dem Frohburger

Ulrich von Arnoldsdorf, dem zweiten Schultheiss von Waldenburg.

Die oberhalb der Stadt gelegene Waldenburg war repräsentativer Sitz der Frohburger. Von dort aus verwalteten sie zu dieser Zeit die Region und be-



herrschen die Durchgangsstraße über den Oberen Hauenstein Richtung Süden ins Mittelland. Dessen Bedeutung nahm zu Beginn des 13. Jahrhunderts stark zu.

Die Stadtburg lag dagegen näher beim Marktgeschehen und diente wohl, geschützt hinter der Stadtmauer, der Verwaltung. Es gibt mehrere Beispiele für ein gleichzeitiges Bestehen einer Burg ausserhalb auf einer Anhöhe und eines «festen Hauses» innerhalb einer Stadt, etwa die Stadt und Burg Rapperswil oder Stadt und Burg Moudon. Eine solche Stadtburg in einer Ecke der Stadtbefestigung war zudem durchaus typisch für Gründungen dieser Zeit. So befand sich auch in Liestal, einer weiteren frohburgischen Gründung, im Nordwesten innerhalb der einstigen Stadtbefestigung ein «festes Haus», der so genannte Freihof.

Nach dem Tod von Ulrich von Arnoldsdorf kam das «steinerne Haus» von Waldenburg zeitweise in

den Besitz des Klosters Schöntal. Seitdem wird das Gebäude auch als Schöntalerhof bezeichnet. Leider ist für die nachfolgende Zeit bis 1573 unklar, wem das Gebäude in dieser Zeit gehörte und wer darin wohnte. Stadt und Burg Waldenburg wurde nach dem Aussterben der Frohburger im Jahr

Die Nordwestecke der Stadtmauer mit der einstigen Stadtburg und ihren Bauphasen.



**Stark brandgerötete
Abbruchkante des
«steinernen Hauses».
Darüber der Wieder-
aufbau, schmaler
gebaut und mit erhal-
tenen Gerüststangen.**

1366 durch den Bischof von Basel übernommen. Nach jahrelanger Geldnot verkaufte er 1400 das Gebiet an die Stadt Basel, die einen Landvogt auf der Waldenburg einsetzte.

Die über einen Meter dicken einstigen Aussenmauern des «steinernen Hauses» sind auf der In-

nenseite stark brandgerötet. Wann und wieso das Gebäude einem Brand zum Opfer fiel, ist nicht bekannt. Es muss allerdings vor 1446 geschehen sein, denn die Erneuerungen nach dem Feuer lassen sich bauarchäologisch nachweisen und in den Zeitraum von 1439 bis 1446d datieren. Die Gerüststangen in der neu und nicht mehr so mächtig aufgemauerten Nordwestecke, die Deckenbalken im Erdgeschoss und die Dachbalken des einstigen Walmdaches stammen aus dieser Zeit. Ein Scharfenfenster im Obergeschoss der Südfassade zeugt vom ehemaligen Wehrcharakter des Gebäudes. Es ist auf einem um 1900 entstandenen Foto noch sichtbar.

1573 wurde der ehemalige Adelssitz zum Pfarrhof des Pfarrbezirks St. Peter in Oberdorf. Seither wirkten zahlreiche Pfarrer in Waldenburg. Unter Samuel Fleiter, zuvor Schulmeister in Kleinbasel,



›
Damit das Bohrloch später
übermalt werden kann, füllt es Till
Seiberth mit einem Holzdübel.

wurde 1652d über den alten Dachbalken ein neues Dachgerüst errichtet: Das Walmdach aus dem 15. Jahrhundert wurde durch das heutige Satteldach ersetzt. Auch die bunte Rankenmalerei, die heute noch im Erd- und Obergeschoss erhalten ist, dürfte aus dem 17. Jahrhundert stammen. Sie verleiht den Räumen bis heute einen grossen Glanz.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess und Nora Näf

Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
Oktober 2024 bis Februar 2025

Die Deckenbalken stammen von 1446, die Malerei kam erst im 17. Jahrhundert hinzu, vielleicht nach dem Dachneubau von 1652d.



Muttenz, Hauptstrasse 23 mit dem Hocheingang. Rechts das kürzlich sanierte, angebaute Bauernhaus Hauptstrasse 25. Blick nach Nordwesten.



MuttENZ, Hauptstrasse 23: Einverleibung eines spätmittelalterlichen Steinbaus

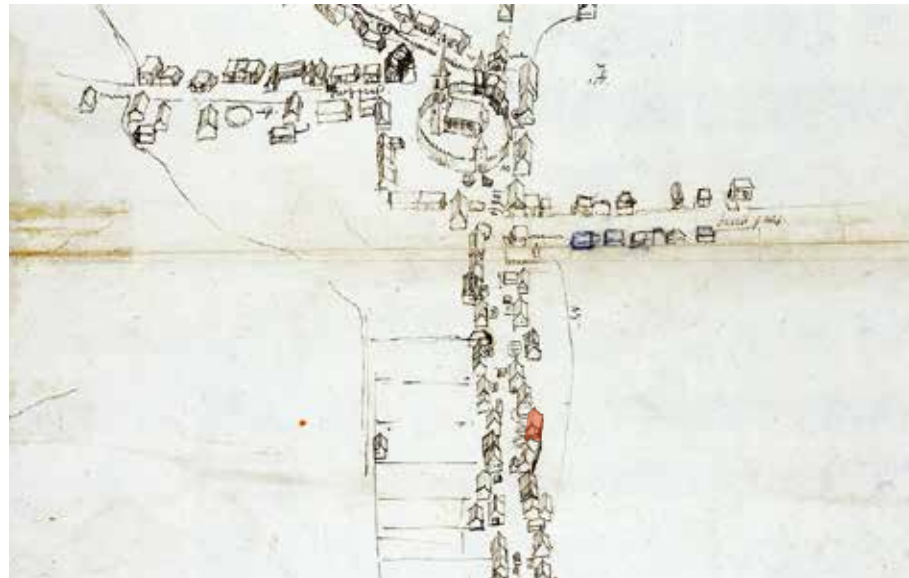
Erinnern Sie sich an das 2018 dokumentierte Gebäude an der Hauptstrasse 25 in MuttENZ (vgl. Jahresbericht 2018, S. 60 ff.)? Es wurde 1473 errichtet und ist damit das älteste in seinem Volumen noch fassbare Bauernhaus der Nordwestschweiz. Damals wurde festgestellt, dass das Hochständergerüst des Mittertennbauernhauses auf einen älteren, mittelalterlichen Steinbau, dem so genannten Kernbau, aufgesetzt wurde.

Aufgrund eines Baugesuches hatten wir nun die Möglichkeit, den Kellerbereich des Steinbaus zu begehen und die darin verlegten eichenen Deckenbalken zu datieren. Dabei kam ans Licht, dass die dort verlegten Bauhölzer im Winter 1446/1447d geschlagen und demnach im Frühjahr 1447 verbaut wurden. Der «Kernbau» existierte also bereits seit mindestens 26 Jahren, bevor er ein Teil des Bauernhauses wurde.

Wofür das ursprüngliche Steingebäude gebaut wurde, ist nicht bekannt. Es hat einen Grundriss von $8,50 \times 5$ Metern und besteht aus dem erwähnten Balkenkeller sowie vermutlich zwei darüber lie-

genden Geschossen. Wie hoch das Aussenterrain zu dieser Zeit war, ist allerdings nicht bekannt. Zur Strasse hin erhielt der «Kernbau» noch vor der Einverleibung in das Bauernhaus einen $4,50 \times 3$ Meter kleinen steinernen Anbau mit einem Hocheingang in der Strassenfassade. An seiner

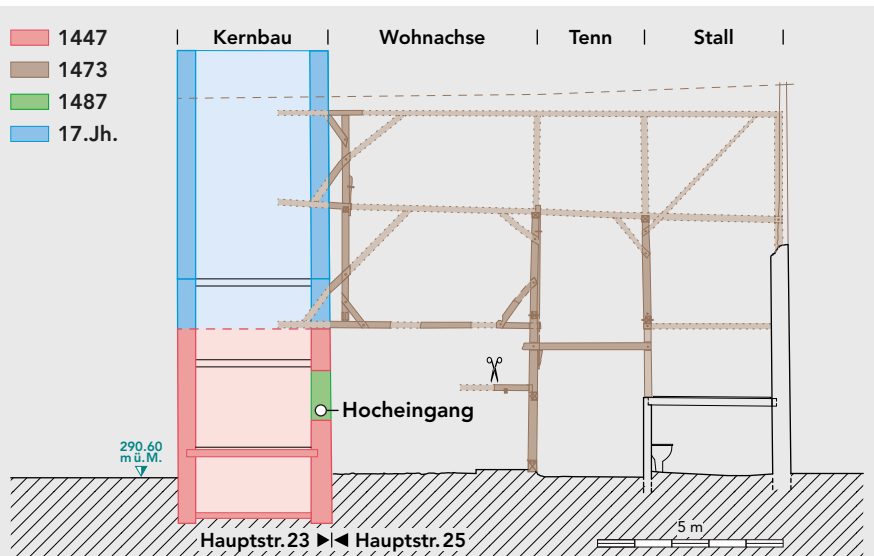
Situation der Liegenschaft Hauptstrasse 23/25 im Dorfprospekt von Georg Friedrich Meyer (1678).



Längsschnitt mit dem Kernbau von 1447 (rot) und der 1473 darauf aufgelegten Hochständerkonstruktion des Bauernhauses.

Südseite, dem späteren Standort der Stube des Bauernhauses, kam es zu zwei Brandereignissen. Vielleicht stand dort ein Holzschopf oder ein Stall. Die Steinoberflächen und der Mauermörtel wurden jedenfalls stark brandgerötet, bevor der Kernbau mit dem Hochständergerüst überbaut wurde.

Zur früheren Nutzung der Wohn- und Kernbauachse des Hochständerbaus haben wir keine Hinweise. Hier kann nur spekuliert werden. Wurde der «Kernbau» als Wohnachse genutzt? Oder diente er als feuersicherer Speicher? 1487d wurde ein hoch liegender Durchgang von der seinerzeit nach oben offenen Küche des Bauernhauses in den «Kernbau» eingebaut. Später entstand ein weiterer Durchgang in den Balkenkeller des «Kernbaus».



Die bauliche Vereinigung legt nahe, dass die Liegenschaft damals von einem einzigen Besitzer bewohnt und bewirtschaftet wurde. Gemäss der Darstellung von Georg Friedrich Meyer wurden erst nach 1680 die Aussen- und Scheidemauer zwischen beiden Bauteilen erhöht und das Bauernhaus in zwei selbständige Gebäude aufgeteilt. Das Haus



> Blick von der Hauptstrasse 25 an das Fundament des Kernbaus. Links der geringer fundamentierte strassenseitige Anbau.

an der Hauptstrasse 23 erhielt dabei ein neues, höheres Dachgerüst.

Für die Bauforschung ist somit ein weiterer Baustein im spätmittelalterlichen Muttenz geklärt. Einmal mehr lässt sich ein Befund und die daraus

resultierende Interpretation durch ein klares Bau- datum bestätigen.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
Dezember 2024 bis Februar 2025

Das Fundament des Kernbaus von der Küche der Hauptstrasse 25 aus gesehen. Links der jüngere Durchgang in den dortigen Keller.



Augst, Hauptstrasse 44: ein Haus mit Treppengiebel und Kontor

Augst, Hauptstrasse 44.
Das Gasthaus Bären und
das dahinter liegende
Gebäude mit Treppen-
giebel um 1940.

Im 17. Jahrhundert war «Augst an der Brugg» ein kleines Dorf, dem jedoch als Grenz- und Durchfahrtsort eine wichtige Bedeutung zukam. Die Gemeinde war damals im Besitz der Stadt Basel, während die Ländereien auf der anderen Seite der Ergolz zu Österreich gehörten. Dazu zählte auch das nahe «Augst im Dorf», das heutige Kaiseraugst.

Zu dieser Zeit prägten eine steinerne Brücke, eine Mühle und das Gasthaus Rössli den Dorfkern von «Augst an der Brugg». Etwas westlich davon stand ein weiterer Bau, der auf einer Zeichnung von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1680 ins Auge springt. Als einziges Gebäude in Augst verfügte es damals über einen Treppengiebel, zudem war das Grundstück ummauert. Dies sind gleich zwei Elemente, die seine besondere Bedeutung hervorheben und die Frage nach der ursprünglichen Funktion des Bauwerks aufwerfen.

Mittlerweile stark überprägt und durch eine Parzellengrenze geteilt, erkennt man das Haus noch immer an seinem Treppengiebel. Im Rahmen eines grösseren Umbauprojekts konnte die archäologische Bauforschung den nördlichen Teil des Gebäudes eingehend untersuchen. Aufgrund der besonderen Ausstattung fiel ein kleiner Raum im Süden des untersuchten Bereichs auf. Es handelt sich dabei um einen nahezu quadratischen Raum, auf dessen untersten Putzschicht sich an allen vier Wänden Reste von Malereien finden. In der Nordwand befindet sich zudem eine bauzeitliche



Nische mit Regaleinbau und in der Südwand eine zugemauerte Türöffnung aus der Bauzeit, die unter das aktuelle Bodenniveau reicht. Aufgrund der eher geringen Raumgrösse und gleichzeitig pompösen Ausstattung ist der Raum wohl als Kontor, eine Art historischer Büroraum, zu interpretieren. Das Kontor gehört zum ältesten Gebäudeteil, dem so genannten Kernbau. Dieser ist anhand seiner massiven Aussenmauern aus Bruchsteinmauerwerk erkennbar, sein ursprüngliches Ausmass war deutlich kleiner als das heutige Wohnhaus.

Etwas jünger ist der nördlich angrenzende Gebäudeteil. Das Mauerwerk stösst eindeutig an den Kernbau und zeigt eine senkrechte Baufuge. Zudem laufen die Deckenbalken im Erdgeschoss nicht in die Mauern des Kernbaus, sondern liegen auf einem wandparallelen Balken auf. Diese Beobachtungen zeigen, dass es sich hierbei um eine Erweiterung des Kernbaus handelt, die im Norden mit dem Treppengiebel abschliesst. Die Jahrringanalyse ergab allerdings, dass die Deckenbalken im Kernbau und in der Erweiterung zur gleichen Zeit, nämlich frühestens im Herbst/

Winter 1567/68, gefällt wurden. Vermutlich wurden für die Gebäudeerweiterung also Hölzer aus dem Kernbau wiederverwendet, weswegen sich der Anbau leider nicht jahrgenau datieren lässt. Da der Treppengiebel aber bei Georg Friedrich Meyer bereits gezeichnet ist, dürfte diese vor 1680 entstanden sein.

Das Obergeschoss der Gebäudeerweiterung mit freiliegendem Mauerwerk und Baufugen in den Raumecken.



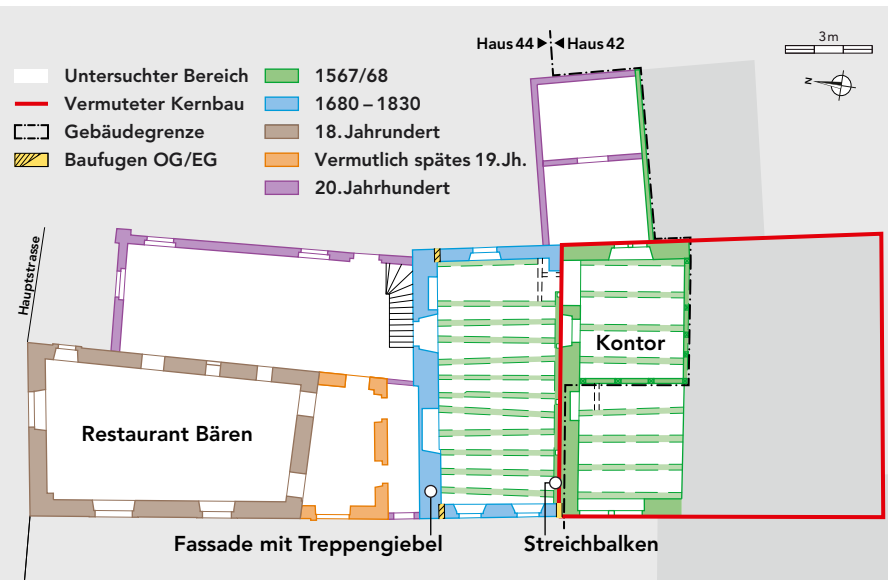
**Grundriss mit Bau-
phasen. Der Kernbau
umfasst nur einen
kleinen Teil des unter-
suchten Bereichs.**

Im Obergeschoss der Gebäudeerweiterung finden sich zusätzliche Baufugen in der Nordost- und Nordwestecke vor dem Treppengiebel. Ihre Oberflächen weisen darauf hin, dass die Traufwände zuerst an einen Ständer gemauert und anschliessend mit der Giebelwand verbunden wurden. An letz-

terer ist zudem noch ein stark vermoderter Dachbalken mit einer Nut an der Unterseite erhalten. Der Erweiterungsbau war demnach ursprünglich vermutlich mit einem hölzernen Obergeschoss versehen, der vor 1680 versteinert wurde.

Im 18. Jahrhundert wurde nördlich des Wohnhauses mit Treppengiebel ein weiteres Gebäude errichtet: das Gasthaus Bären. Ebenfalls in dieser Zeit wurde die Umfassungsmauer des Grundstücks abgebrochen. Im 19. Jahrhundert folgte ein Anbau südlich am Gasthaus, bis man im 20. Jahrhundert den Giebeltreppentbau mit dem Bären verband.

Die Brandlagerakten, die bis ins Jahr 1807 zurückreichen, widerspiegeln die verwobenen Besitzverhältnisse des Gebäudekomplexes, zu dem im 19. und 20. Jahrhundert auch Ökonomiegebäude gehörten. Während das Gasthaus Bären im 19. Jahrhundert zeitweise als Schulhaus genutzt wurde und eine Lehrerwohnung beherbergte, ist beim Treppengiebelbau lediglich von einer «Behausung in Stein» die Rede. Die ursprüngliche Funktion lässt



sich also leider nur erahnen. Aufgrund der Lage an einem bedeutenden Grenz- und Flussübergang und der besonderen Gestaltung des Gebäudes ist zu vermuten, dass das Haus mit Treppengiebel und Umfassungsmauer ursprünglich im Zusammenhang mit dem Grenzverkehr errichtet wurde.

Durchführung und Bericht: Milena Luongo und Nora Näf

Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
Juli bis November 2025

Wandnische (links)
und grau-schwarze
Diamant-Bemalung im
Kontor.





Fundabteilung

Im Berichtsjahr erhielten wir von 19 Fundstellen 38 Kisten Fundmaterial. Aus neun dieser Fundstellen lagen zudem noch etliche Kisten mit Materialproben vor. Die Späher waren wieder sehr erfolgreich unterwegs und übergaben uns zahlreiche interessante Lesefunde (s. Seite 102 ff.). Insgesamt wurden im Laufe des Jahres 11 843 Funde aus 104 verschiedenen Fundstellen in unserer Inventardatenbank erfasst. Aufgrund von diversen Sammelnummerpositionen resultierten daraus 8787 neue Inventarnummern.

Im Februar erhielten wir Besuch von unseren Kolleginnen und Kollegen aus der Luzerner Kantonsarchäologie. Dort soll eine Fund-/Inventarabteilung von Grund auf neu aufgebaut werden. Sehr interessiert nahmen sie die Strukturen und Abläufe bei uns unter die Lupe. Daraus entstanden anregende Diskussionen, die wir gerne zu einem anderen Zeitpunkt weiterführen möchten.

Für eine Masterarbeit an der Universität Basel wurden zahlreiche noch nicht inventarisierte Funde der Höhensiedlung Waldenburg, Gerstel edv-erfasst und das Fundmaterial im Sommer an Tamara Westphal übergeben.

Eine wichtige Pendenz wurde in diesem Jahr endlich angegangen: der Kopienschrank. Unsere Praktikantin Beatrice Lütolf hat mit viel Geduld alle Kopien und Repliken inventarisiert. Sie wurden sorgfältig eingepackt, so dass sie einen Transport sicher überstehen können. Abschliessend wurde jede Kiste mit einem ausgeklügelten System beschriftet.

Christine Gugel

Gut gebettet: links die Kopie, rechts die Replike einer Gürtelschnalle aus einem frühmittelalterlichen Grab vom Kirchhügel in Ziefen (Inventarnummer A5047).

Überrest eines Hortes? Ein aussergewöhnliches Bronzebeil aus Burg

Das neu entdeckte massive Bronzebeil aus Burg im Leimental. Vorder- und Rückseite, Länge rund 22 Zentimeter.

Der Heimatforscher Auguste Quiquerez berichtet 1864 in seiner Chronik zum Berner Jura, dass 1858 beim Schloss Biederthal, Gemeinde Burg im Leimental, eine bronzene Sichel gefunden wurde. Im Sommer 2024 führte Sacha Schneider, ein Späher der Archäologie Baselland, im Steilhang des Schlossfelsens mit dem Metalldetektor eine Pro-

spektion durch. Dabei entdeckte er ein massives, rund 22 Zentimeter langes Bronzebeil und etwas entfernt eine Gewandnadel. Alle Objekte datieren in die mittlere Bronzezeit um 1500 vor Christus.

Vergleiche führen über den Jura nach Grenchen. Dort kam 1856 bei der Erweiterung einer Quelle ein Depot mit vier Beilen, vier Sicheln und einem Schwertfragment zum Vorschein. Seither wird die spezifische Form dieser so genannten Randleistenbeile nach dem Fundort als «Typ Grenchen» bezeichnet. Der gesamte Hort gelangte ins Bernische Historische Museum (BHM) und ist seit einigen Jahren im Archäologischen Museum des Kantons Solothurn in Olten ausgestellt. Dank dem Entgegenkommen der Kuratorin Karin Zuberbühler und Jonas Kissling, Kurator der Archäologie im BHM, konnten wir das Beil von Burg vor Ort mit den Funden von Grenchen abgleichen. Dabei zeigte sich, dass unser Fund sehr ähnlich ist. Grössenmässig fügt es sich in die Reihe ein und auch die Form passt. Es gibt aber kein Stück, das aus einer gleichen Gussform stammen könnte. Eine geplante Metallanalyse soll zeigen, ob die Roh-



stoffe (Kupfer und Zinn) aus denselben Quellen stammen.

Niederlegungen von mehreren Metallgegenständen sind in der Bronzezeit ein weit verbreitetes Phänomen. Manchmal wurden gar mehr als hundert Objekte auf engstem Raum deponiert. Oftmals sind verschiedene Objekte wie Werkzeuge, Waffen und Schmuck gemischt vorhanden. Die Forschung geht davon aus, dass solche Horte ganz bewusst vergraben wurden. Sie werden in den meisten Fällen als Weihegaben an unbekannte Gottheiten interpretiert. Auch einzelne, oft an speziellen Orten wie Felsspalten oder im Wasser aufgefundene Bronzeobjekte werden in diesem Sinne gedeutet. Das Beil von Burg steckte ebenfalls in einer mit Erde verfüllten Felstasche und könnte folglich eine Einzelgabe gewesen sein.

Wie erwähnt kam in Burg aber nicht nur ein Randleistenbeil zum Vorschein. Interessant ist die von Auguste Quiquerez erwähnte Sichel, die sich heute im Historischen Museum Basel befindet. Es handelt sich um eine Knopfsichel aus der gleichen

Epochen. Leider gibt es im Bericht von Quiquerez zum Fundort nur die vage Angabe «im benachbarten Wald [der Burg Biederthal]». Damit ist aber sicherlich der rund acht Hektaren grosse Forst gemeint, der den Schlosshügel bedeckt und in dem auch das Beil gefunden wurde. Die Kombination von Beil und Sichel erinnert wiederum an

Das Beil steckte in einer Felstasche am sehr steilen Hang unterhalb von Schloss Biederthal.



**Zusammenstellung
aller bislang bekannten
Bronzeobjekte vom
Schlossfelsen: Rand-
leistenbeil, Knopfsichel,
Fragmente einer Nadel
und einer Pfeilspitze.**

den Hort von Grenchen, auch wenn die dortigen Knopfsicheln etwas anders ausgestaltet sind. Zeitlich passt auch die bronzene Gewandnadel gut zu den beiden Werkzeugen. Ihr Fundort liegt rund 80 Meter südöstlich des Beils. Sie hat ein eng gerilltes und verziertes oberes Ende sowie ein Loch im Halsbereich. Das Hauptverbreitungsgebiet sol-

cher Nadeln liegt in der Westschweiz, ein verblüffend ähnliches Exemplar kam in Concise (Kanton Waadt) zum Vorschein.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass alle drei Bronzeobjekte Teil eines grösseren und später beraubten oder verstreuten Depots waren. Etwas jünger ist hingegen das Fragment einer bronzenen Pfeilspitze, die ebenfalls in diesem Waldstück detektiert wurde. Dieses Objekt gelangte wohl eher unabsichtlich in den Boden, zum Beispiel bei einer Jagd.

Das Dörfchen Burg liegt an der Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich. Die heute eher periphere Lage darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir uns in einer sehr fruchtbaren Region mit guten Verbindungen in Richtung Rhein- und Rhonetal (Burgunderpforte) befinden. Funde im nahegelegenen Rodersdorf zeigen, dass die Menschen in der mittleren Bronzezeit dort siedelten. Ein weiteres Bronzebeil vom Typ Grenchen kam 1968 beim Bau des Schwimmbads von Aesch zum Vorschein. Dieser Fundort zeigt vielleicht einen Kreuzpunkt von verschiedenen Nord-Süd und



Ost-West verlaufenden Handelswegen an, von denen einer das Sundgau mit dem Birstal verband. Die Lage im Schwemmgebiet der Birs lässt aber wiederum vermuten, dass auch das Beil von Aesch eine im Wasser versenkte Weihegabe war.

Noch eindeutiger ist die kultische Interpretation bei einem grösseren Bronzehort, der 1998 in Biederthal (F) – rund einen Kilometer vom Fundort in Burg entfernt – entdeckt wurde. Er datiert etwas jünger und könnte damit eine Art Niederlegungstradition anzeigen. Offenbar hatte die Zone zwischen dem flachen Sundgau und den nördlichsten Ausläufern des Juras für die Menschen über längere Zeit eine besondere Bedeutung. Ein weiterer Beleg für die spezielle Stellung solcher Übergänge ist das mittelbronzezeitliche Depot von Allschwil, Aktienziegelei. Dieses wurde auf einem Plateau südlich der Basler Rheinebene niedergelegt.

Die Entdeckung von Burg zeigt einmal mehr die wichtige Rolle unserer ehrenamtlichen Mitarbeitenden. Diese sind vor allem auch auf den Höhen und an den Rändern unseres Kantons unterwegs.

Orte, an denen die Archäologie Baselland kaum Ausgrabungen durchführt, weil sie ihre knappen Ressourcen auf die durch Bauprojekte bedrohten Fundstellen in den Haupttälern fokussiert.

Bericht: Andreas Fischer, mit herzlichem Dank an Sacha Schneider

Vom Schlossfelsen
bietet sich ein weiter
Ausblick nach Norden
in den Sundgau.





Reinach, Mausacker
2003. 3D-Modell der
erhaltenen Fragmente
des reich verzierten
Kegelhalsgefäßes aus
der frühen Eisenzeit.

Stück für Stück: wie aus 164 von 80 000 Scherben ein Kegelhalsgefäss wurde

Im August und September 2003 trat in Reinach bei einer Grabung am Mausackerweg auf einer Fläche von rund 200 Quadratmetern eine bis zu 20 Zentimeter mächtige Schicht von zerscherbter Keramik aus der Spätbronze- und Hallstattzeit zutage, von den Ausgräbern liebevoll als ‹Scherbenteppich› bezeichnet (vgl. Jahresbericht 2012, 178 ff.). Um die mutmassliche Kultstätte grabungstechnisch in den Griff zu bekommen, wurden 234 Fundkomplexe vergeben, die wiederum in 590 Sektoren unterteilt waren, davon 137 nochmals in die Abschnitte A–D.

Die Inventarisierung des immensen Ensembles startete im Februar 2004. Auf den Auslegetischen wirkten die inzwischen gereinigten Scherben zunächst wie ein undefinierbarer Haufen zerbrochener Vollkornkekse. Für das Inventarisieren der weit über 80 000 Funde benötigte das zweiköpfige Teilzeitteam über drei Jahre. Gehörten Scherben zu einem bestimmten Gefäss, wurden Objektnummern vergeben. Im Laufe der Erfassung entdeckten wir im Fundmaterial 164 Scherben

eines Kegelhalsgefässes, das reich mit Bemalung, geritzten und mit weisser Paste verfüllten Dreiecksmustern, Rillen und Kreisäugen verziert war. Da der Dekor sehr speziell und qualitativ war, liessen sich entsprechend dekorierte Scherben leicht diesem Gefäss mit der Objektnummer 77 zuordnen. Wie aber sollten über Monate beziehungs-

Drei Jahre lang ganz genau aufpassen: Ist unter diesen Scherben eine, die zum Kegelhalsgefäss gehört?



OBJEKT
IN 3D



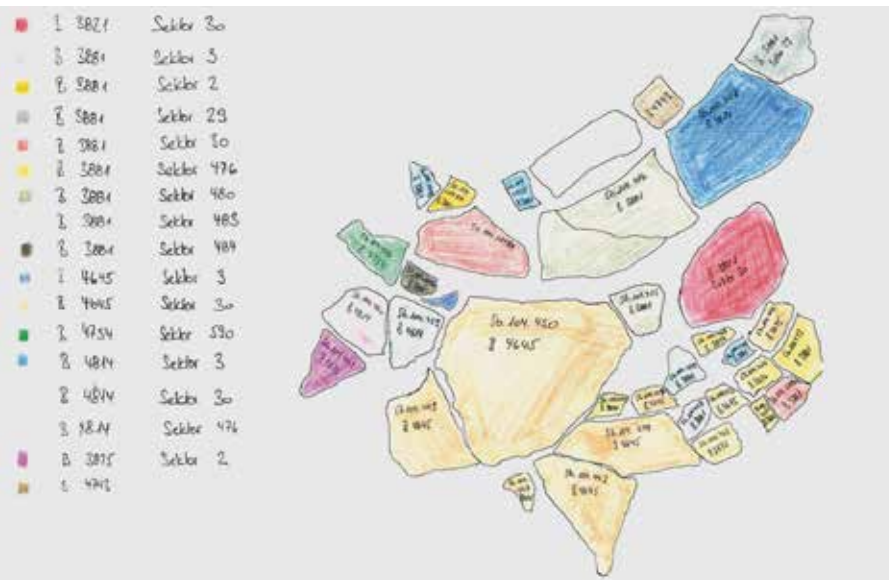
Mit Hilfe der Inventar-nummern wurde die Zugehörigkeit jeder Scherbe zu einem Fundkomplex oder Sektor farblich dargestellt.

weise Jahre hinweg die zugehörigen unverzierten Fragmente in der riesigen Menge oft ziemlich gleich aussehender Scherben erkannt werden?

Zunächst wurde jede sicher identifizierte Scherbe auf einem Plan mit den Sektorenummern eingetragen. So wurde um den bekannten Deponie-

rungsort des Gefässes die Streuung weiterer Scherben im Gelände sichtbar. Die Suche konzentrierte sich dann vermehrt auf diese Bereiche.

Bei verdächtigen Randscherben galt es, zunächst den Durchmesser und die Orientierung zu eruieren und mit den bereits sicher zugeordneten Randstücken abzugleichen. Natürlich wurden Tonzusammensetzung und Magerungsmittel genau untersucht. Aber Achtung: Bei grossen Gefässen können verschiedene Chargen Ton mit unterschiedlichen Anteilen und Grössen an Magerungsmitteln verarbeitet worden sein! Bei Grubenbränden bildet sich zudem der Brandverlauf nicht unbedingt in allen Bereichen des Gefässes gleich ab. Auch sekundäre Brandereignisse beeinflussen das Scherbenbild. Diverse Bodenmilieus wirken sich wiederum unterschiedlich auf den Erhaltungszustand der Scherben aus. Ein auf den ersten Blick unglaublich erscheinendes Merkmal war schliesslich der Schlüssel zum erfolgreichen Auffinden von unverzierten Scherben des Kegelhalbsgefässes: die ganz individuelle Handschrift der Töpferin oder des Töpfers! Wie jeder Schreibende hinterlassen auch



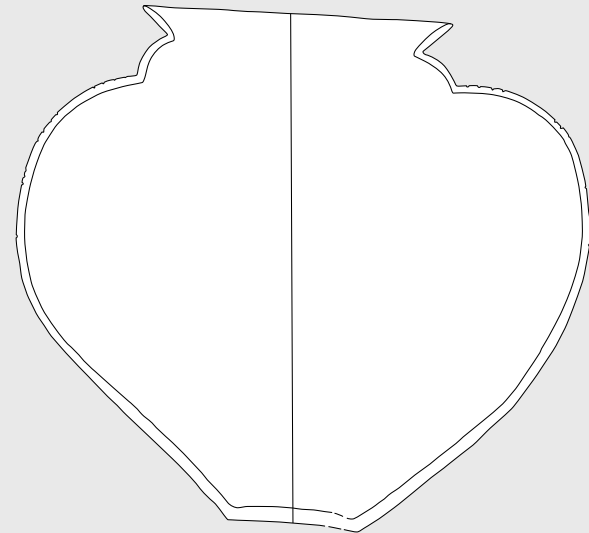
sie individuelle Spuren im und am Gefäss. Wurde der Ton sorgfältig oder eher schlampig aufbereitet? Ist die Wandung gleichmässig aufgebaut? Wie sind die Tonwülste verstrichen worden, mit wieviel Druck? Mit welchen Bewegungen wurde das Gefäss geglättet, als der Ton noch weich war oder im lederharten Zustand? Ein bemaltes Gefäss benötigte eine oxidierende Endphase des Brandes: eine grosse Herausforderung bei einem Grubenbrand, die sehr viel Erfahrung voraussetzte. Der Brandverlauf bildet sich minutiös im Scherben ab. Anpassende Stücke lassen sich oft über das Aussehen der Bruchkante identifizieren.

Im Laufe der Zeit fanden wir immer mehr zusammenpassende Stücke und erhielten dadurch grössere Scherbenensembles. Der Rand- wie auch der Bodendurchmesser liessen sich leicht ermitteln. Als sich die horizontale Ausrichtung der Verzierungselemente herauskristallisierte, liess sich mit Hilfe von verzierten Wandscherben der Durchmesser des Gefässes an jeweils dieser Stelle errechnen und somit auch ihre Position am Gefäss bestimmen. Da die Form eines Kegelhalsgefässes bekannt ist,

wurden fehlende Bereiche im Profil zeichnerisch ergänzt und dadurch die Gefässhöhe eruiert. Das Ergebnis war eine erste zeichnerische Rekonstruktion, die unserem Kegelhalsgefäss schon ziemlich nahe kam (Fortsetzung Seite 132 ff.).

Bericht: Christine Gugel

Erster Rekonstruktionsversuch anhand der Ausrichtung zahlreicher Fragmente und deren zeichnerischen Einpassung in ein Gefässprofil.



Gold für die Götter? Zwei frühe keltische Goldmünzen aus Arisdorf, Bärenfels

Stater im Namen König Philipps II. von Makedonien, geprägt um 323/322–315 vor Christus in Pella unter einem seiner Nachfolger. M 2:1.

Zu den Funden keltischer Goldmünzen der letzten Jahre aus Rothenfluh (1 Exemplar), vom Adlerberg in Pratteln (5 Exemplare) und dem Hardwald in Muttenz (1 Exemplar) kommen nun zwei weitere, die von Ehrenamtlichen 2025 in der Flur Bärenfels in der Gemeinde Arisdorf entdeckt wurden (vgl. Jahresbericht 2020, S. 93 ff.; 2023, S. 96 ff.). Man

könnte mittlerweile fast meinen, dass antike Münzen aus Gold zum alltäglichen Fundgut im Kanton Baselland gehören. Dem ist aber bei weitem nicht so, denn die beiden Stücke zählen zu einer kleinen Gruppe von etwas mehr als 20 bekannten Exemplaren der ältesten keltischen Münzen aus dem Gebiet der heutigen Schweiz.



Beide Münzen haben als Vorbild den Stater des makedonischen Königs Philipp II. (359–336 v. Chr.), der mit einem Gewicht von etwa 8,6 Gramm ausgebracht wurde. Er zeigt auf der Vorderseite den nach rechts blickenden Kopf des Gottes Apollon und auf der Rückseite ein nach rechts galoppierendes Pferdegespann (Biga) mit Wagenlenker. Darunter befindet sich die Legende ΦΙΛΙΠΠΟΥ (*PHILIPPOU*), was soviel wie «[Münze] des Philippos» bedeutet. Auch nach dem Tod Philipps wurden diese Münzen unter seinen Nachfolgern in seinem Namen weitergeprägt.

Die erste Münze vom Bärenfels ist ein Stater im Gewicht von 7,82 Gramm. Unter den Vorderbei-

nen der Pferde befindet sich bei diesem Stück ein Beizeichen ähnlich einer Zange, die eine Kugel umschliesst. Es handelt sich hierbei um die keltische Interpretation eines griechischen Trinkgefäßes mit zwei hochgezogenen Henkeln, eines Kantharos, der etwa zwischen 340 und 315 vor Christus in der makedonischen Hauptstadt Pella auf Goldmünzen geprägt wurde. Mehrere keltische Stater mit unterschiedlichen Beizeichen wurden im 19. Jahrhundert zusammen mit originalen griechischen auf einem Acker bei Gamshurst (Baden-Württemberg) gefunden – darunter auch eine Münze mit dem Beizeichen «Kantharos».

Um die zahlreichen unterschiedlichen Varianten der keltischen Imitationen unterscheiden zu können, werden Münzen in der Art des Arisdorfer Staters seither als Typ «Gamshurst» bezeichnet. Auch Viertelstater sind bekannt. Die frühesten Vertreter des Typs sind stilistisch noch sehr nah am Vorbild. Im Laufe der Zeit wird der Stil grober, was auch beim Stater vom Bärenfels zu beobachten ist. Aufgrund seiner Verbreitung wird ange-

nommen, dass der «Typ Gamshurst» in der Gegend um Ober- und Hochrhein beheimatet war, wofür wiederum der neue Fundort in Arisdorf spricht.

Die zweite Münze ist ein Viertelstater mit einem Gewicht von 1,86 Gramm. Wie bei dieser kleineren keltischen Einheit oftmals üblich, musste die

Der in Arisdorf, Bärenfels gefundene keltische Stater vom Typ «Gamshurst». M 2:1.



Der ebenfalls in Arisdorf, Bärenfels entdeckte keltische Viertelstater ist vom Typ «Montmorot». M 2:1.

«Biga» mit nur noch einem Zugpferd auskommen. Auch hier erkennt man darunter ein Beizeichen, das wie eine *Triskeles*, eine dreiteilige Spirale anmutet. In Wahrheit handelt es sich aber um das abstrahierte Monogramm aus den ligierten Buchstaben A und P, wie es auf den in der kleinasiatischen Stadt Abydos in der Zeit von etwa 323/322

bis 320/319 vor Christus geprägten Stateren gebräuchlich war. Schon fast ausserhalb des Schrötlings befindet sich darunter als weiteres Beizeichen ein Blitzbündel.

Dieser Typ wurde in den Nominalen Stater, Halb- und Viertelstater ausgegeben und wird nach seinem ersten Fundort (1866) im Département Jura «Montmorot» genannt. Da die kleineren Nominalen jeweils in zwei Ausführungen existieren – mit zwei oder nur einem Pferd – werden sie in Varianten unterschieden. Das Exemplar von Arisdorf, Bärenfels gehört demnach zur Variante 2. Das Hauptverbreitungsgebiet des Typs umfasst das östliche Mittelgallien sowie Teile der West-, Nord- und Nordwestschweiz, mit einer lockeren Streuung über weite Gebiete Galliens bis nach Südingland. Der neue Fundort liegt somit im engeren Umlaufgebiet.



Während die frühesten Exemplare der Typen Gamshurst und Montmorot um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Christus datieren, sind die beiden vorliegenden Stücke aufgrund von Stil und

Gewicht etwas später anzusetzen, wohl einige Zeit nach 250 vor Christus.

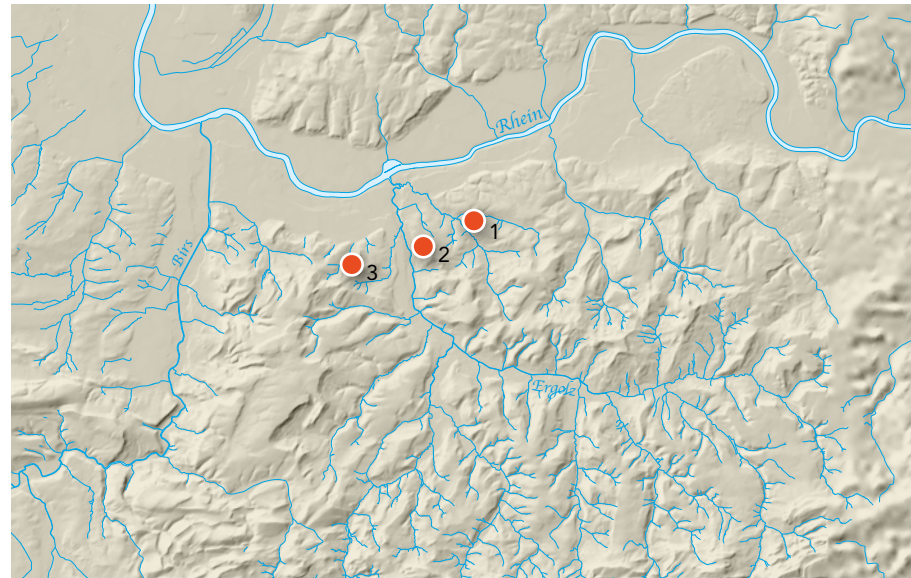
In der Flur Bärenfels wurden bereits in den Jahren 2022 bis 2024 34 keltische Silbermünzen gefunden, die als Hort interpretiert werden können (vgl. Jahresbericht 2023, S. 112 ff.). Allerdings ist deren Niederlegung deutlich später anzusetzen als die Prägezeit der beiden Goldmünzen, nämlich zwischen 90 und 70 vor Christus.

Es verdichten sich dadurch die Hinweise, dass wir beim Bärenfels ähnlich wie auf dem Adlerberg in Pratteln (vgl. Jahresbericht 2019, S. 50 ff.; 2020, S. 92 ff. und 2022, 96 ff.) und im Büechlihu in Füllinsdorf (vgl. Jahresbericht 2023, S. 178 ff.) einen Fundplatz mit einer längeren Niederlegungstradition keltischer, und im Fall der beiden letzteren auch römischer Edelmetallmünzen vorliegen haben. Alle drei befinden sich auf je einer Juraanhöhe gegenüber dem Hochrhein. Bemerkenswerterweise liegen sie ungefähr auf einer Linie jeweils im Abstand von nur etwa zweieinhalb Kilometern voneinander entfernt und flankieren die Eingänge

zum Ergolz- und Arisdörfertal. Aufgrund dieser augenfälligen Gemeinsamkeiten stellt sich die Frage, ob es sich hier um drei heilige Plätze handelt, die in Beziehung zueinander standen.

Bericht: Michael Nick, Inventar der Fundmünzen der Schweiz, Bern

**Lage der Fundstellen
Arisdorf, Bärenfels (1),
Füllinsdorf, Büechlihu
(2), Pratteln, Adler-
berg (3).**





Muttenz, Hardwald.
Vorder- und Rückseite
des Medaillons von
Antoninus Pius. M 2:1.

Medaillon im Hardwald – ein römisches Neujahrs Geschenk

Erneut hat der Hardwald bei Muttenz für eine archäologische Überraschung gesorgt: Im August 2025 fand der ehrenamtliche Mitarbeiter Markus Mohler am Rand der nördlichsten Schotterterrasse über dem Rhein ein seltenes, hervorragend erhaltenes Medaillon des Kaisers Antoninus Pius, geprägt in Rom in den Jahren 145–161 nach Christus.

Auf der Vorderseite des Neufundes findet sich die drapierte Porträtbüste des Kaisers nach rechts. Die Umschrift lautet ANTONINVS AVG(ustus) – PIVSP(ater)P(atriae)TR(ibunicia)P(otestate)CO(n)S(ul) IIII. Die Angabe des vierten Konsulats des Antoninus Pius erlaubt die obgenannte Datierung.

Die Rückseite zeigt eine komplexe Darstellung: Links ist der Sonnengott Sol, nackt, mit Umhang über dem rechten Arm und Peitsche. Er ist im Begriff, sein Viergespann zu besteigen, das über ein Wolkenband in den Himmel aufsteigt. Rechts oben steht Phosphoros, der personifizierte Morgenstern; rechts unten lagert Tellus, die Gottheit der Erde, die ein Kleinkind an die Brust hält und sich auf ein Füllhorn stützt.

Der Durchmesser des Medaillons beträgt 39,8 Millimeter, das Gewicht 40,78 Gramm. Eine Metallanalyse in Zusammenarbeit mit der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt ergab, dass es aus *Orichalcum* (Messing) besteht, mit Kupfer-, Zinn- und Zinkanteilen, die den gleichzeitig geprägten Sesterzen und Dupondien entsprechen.

Die Fundlage im Hardwald, am Rand der nördlichsten Schotterterrasse, knapp 20 Meter über dem Rhein.



Bereits im fundfrischen
Zustand fällt die
aussergewöhnliche
Erhaltung des
Medaillons auf.

Römische Medaillons der mittleren Kaiserzeit sind keine eigentlichen Münzen, sondern besonders sorgfältig geprägte offizielle Repräsentationsstücke, die in Rom im Umfeld des Kaisers als Neujahrsgabe an ausgewählte hochrangige Empfänger verschenkt wurden. Von den gleichzeitig ebenfalls in der Münzstätte in Rom geprägten Münzen

unterscheiden sie sich durch einen meist deutlich grösseren Durchmesser und ein entsprechend höheres Gewicht sowie durch besonders aufwändige Bildinhalte. Medaillons dienten nicht als Zahlungsmittel, sondern als sichtbares Zeichen der Loyalität und Verbundenheit mit dem Kaiserhaus und gleichzeitig als soziales Distinktionsmerkmal einer gebildeten Oberschicht. Dementsprechend sorgfältig wurden diese Objekte aufbewahrt und verwendet, sei es im Privatbereich oder auch nach dem Ableben als besondere Grabbeigabe.



Die Rückseite des Neufunds weist keine erklärende Beischrift aus; wer die Aussage verstehen will, muss über entsprechende Kenntnisse der zeitgenössischen Bildwelt und Mythologie verfügen. Ob die Darstellung allgemein als beginnender Tag, als Symbol einer glücklichen Zeit verstanden werden sollte, oder ob der Sonnengott hier auch eine Verbindung zum unter Antoninus Pius besonders geförderten orientalischen Kybele-Kult andeuten könnte, muss offenbleiben. Differenzierte und oft nicht einfach verständliche Darstellungen dieser Art sind geradezu typisch für Medaillons dieser

Zeit. Gerade dadurch erweisen sie sich als Vertreter einer Gattung von offizieller Kleinkunst, die auf vielschichtige und gewollte Weise eine bestimmte soziale Gruppe ansprach und mit den Idealen des Kaiserhauses verband.

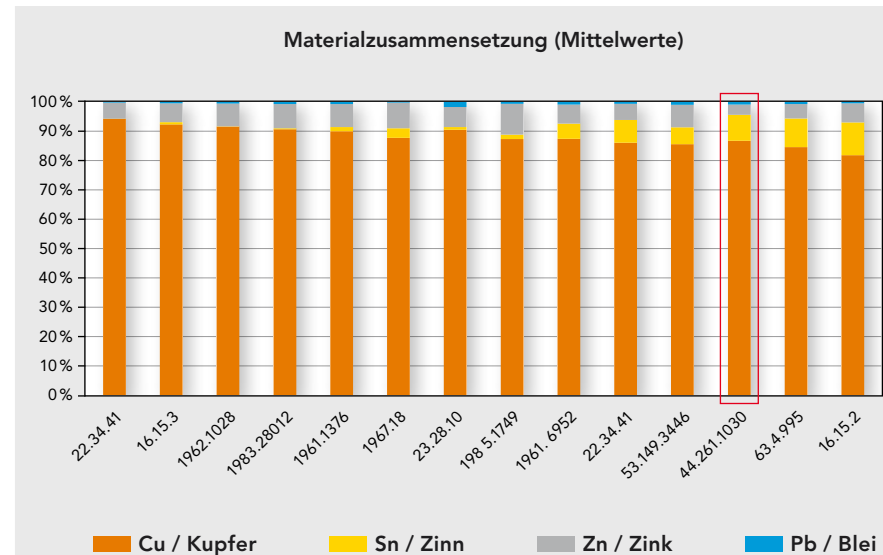
Angesichts ihres exklusiven Charakters ist es nicht verwunderlich, dass Medaillons sehr selten gefunden werden. Aus der Schweiz waren bisher nur sechs Exemplare des zweiten Jahrhunderts bekannt: drei aus Augusta Raurica, eines aus Sissach (Jahresbericht 2012, S. 204 ff.) und zwei aus Aventicum.

Unter welchen Umständen das neu entdeckte Stück in die Erde gelangte, wissen wir nicht, solange keine archäologische Untersuchung weitere Erkenntnisse liefert. Bisher liegen noch keine konkreten Befunde oder Mitfunde vor. Es ist aber bestimmt kein Zufall, dass der Fundort unweit von Augusta Raurica liegt, wo auch Angehörige der römischen Oberschicht lebten. Denkbar sind mehrere Szenarien: Der Fundort könnte etwa mit dem grossen römischen Gutshof in der Flur Feldreben in Muttenz zusammenhängen, dessen Aus-

dehnung nach Nordosten wir noch nicht kennen. Selbst eine Deponierung als Beigabe in einer bisher nicht bekannten Grabanlage an prominenter Lage über dem Rhein ist nicht ausgeschlossen.

Bericht: Markus Peter, Inventar der Fundmünzen der Schweiz, Bern

Metallzusammensetzung des Medaillons (Inv. 44.261.1030) im Vergleich zu gleichzeitigen Sesterzen gemäss XRF-Analysen.



Unscheinbare Dinge: von kleinen Objekten und grösseren Erkenntnissen

Ober-, Unter- und
Seitenansicht des früh-
mittelalterlichen Pyramidenknopfs von Burg im
Leimental. M 1 : 1.

Das Gebiet der archäologischen Kleinfunde umfasst von Menschenhand geschaffene Objekte, die – wie der Name bereits vermuten lässt – von eher geringerer Grösse sind und gesondert vom Gros der archäologischen Funde behandelt werden. Nicht selten bestehen sie ganz oder teilweise aus

Metall, und so ist es nicht weiter verwunderlich, dass sie häufig auch von ehrenamtlichen Sondengängern gefunden und der Archäologie Baselland übergeben werden. Diese abseits vom Siedlungsgebiet gefundenen Objekte ermöglichen es, Forschungslücken zu schliessen, und öfters sind es die unscheinbarsten Stücke, die Rückschlüsse auf grössere Zusammenhänge erlauben.

Nehmen wir das Beispiel eines so genannten Pyramidenknopfs: Dieses zwei Zentimeter kleine Bronzeobjekt aus Burg im Leimental wirkt auf den ersten Blick «gewöhnlich». Es handelt sich hierbei jedoch um den charakteristischen Bestandteil eines frühmittelalterlichen Wehrgehänges.

Das zweischneidige Langschwert, die «Spatha», gehört zur Bewaffnung der damaligen Oberschicht und ist mitsamt den dazugehörigen Teilen wie Schwertscheide oder Schwertgurt primär aus Grabkontexten bekannt. Die Pyramidenknöpfe

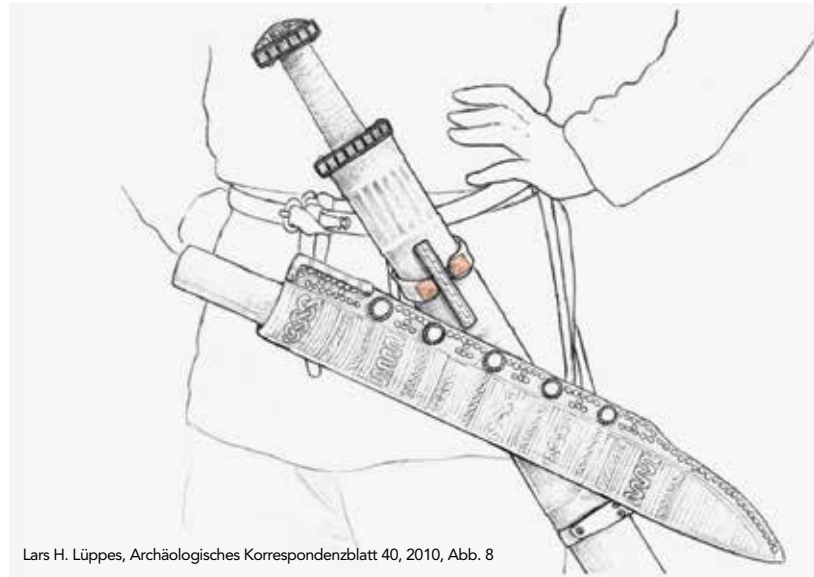


und die damit verbundene Tragevorrichtung datieren ins 6.–8. Jahrhundert nach Christus und fanden weite Verbreitung in Europa. Es gibt Beispiele von Grossbritannien bis Ungarn. Zwar gibt es diverse Rekonstruktionsansätze, doch die genaue Tragweise der Spatha ist nicht restlos geklärt, da Schwertscheide und Wehrgehänge grösstenteils aus organischen Materialien wie Holz und Leder bestanden, die sich meist nicht oder nur schlecht erhalten.

Der Fund eines einzelnen Pyramidenknopfes ohne das dazugehörige Schwert bietet einen indirekten Nachweis auf eine Begehung des Gebiets im Frühmittelalter. Es ist davon auszugehen, dass dem Träger des Schwerts ein Malheur mit dem Wehrgehänge passiert ist. Obwohl der Besitz einer Spatha auf einen gehobeneren Status hindeutet – es sind aus Kanton Baselland bislang weniger als ein Dutzend Exemplare bekannt – ist der Pyramidenknopf von Burg im Leimental im Vergleich

zu anderen sehr schlicht gehalten. Andernorts sind Exemplare bekannt, die mit aufwändigen geometrischen Mustern verziert, mit Edelsteinen bestückt und versilbert respektive vergoldet sind oder gar aus massivem Silber oder Gold bestehen. Besonders eindrücklich sind mit roten Granaten (Almandin)

Die Tragweise von Lang- und Kurzsword. Die beiden Pyramidenknöpfe des Spathagurts sind rot hervorgehoben.



Das Fragment eines
frühlatènezeitlichen
Scheibenhalsrings aus
dem Haldwald bei
MuttENZ. M 1 : 1.

besetzte und mit geriffelter Goldfolie hinterlegte Stücke, die ähnlich einem Katzenauge das Licht reflektieren. Doch auch unverzierte Pyramidenknöpfe sind in reich ausgestatteten Gräbern zu finden, wie beispielsweise das Grab aus Altdorf im Kanton Uri zeigt. Man darf natürlich nicht ausser

Acht lassen, dass der bronzene Pyramidenknopf im neuen Zustand goldig glänzte.

Nur für das geschulte Auge verbirgt sich hinter dem zweiten hier vorgestellten Fundstück eine kleine Kostbarkeit: ein latènezeitlicher Scheibenhalsring. Das bloss wenige Zentimeter grosse Bronzefragment stammt aus dem MuttENZer Haldwald. Ein nahezu identisches Objekt – wenn auch deutlich besser erhalten – stammt aus Dornach im Kanton Solothurn. Es zeigt, wie der Halsring ursprünglich ausgesehen haben dürfte. Er ist im sogenannten Waldalgesheim-Stil verziert, einem nach seinem deutschen Fundort benannten Dekor aus dem 4. Jahrhundert vor Christus, der von vegetabil anmutenden Wellen und Spiralen geprägt ist. Auch von den namensgebenden «Scheiben» des Halsrings lassen sich noch zwei erahnen. Sie waren ursprünglich mit Auflagen aus roter Koralle oder –



viel häufiger – weniger kostbarer roter Glaspaste versehen, welche die Koralle imitieren sollte.

Der Hardwald ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als Fundort von Hügelgräbern aus der Älteren Eisenzeit (Hallstattzeit) bekannt. Diese Form der Bestattung wurde nach bisherigem Kenntnisstand jedoch nach dem 5. Jahrhundert vor Christus nicht mehr weitergeführt. Es fand vielmehr ein Wechsel sowohl in den Bestattungssitten als auch im Bestattungsort statt. Anstelle von Hügelgräbern wurden die Toten nun in einige hundert Meter weiter südlich gelegenen Margelacker in eingetieften Flachgräbern beerdigt. Der Scheibenhalsring passt zeitlich gut zu diesen jüngeren Beisetzungen. Noch lässt sich nicht abschliessend beurteilen, ob im Hardwald länger als bisher angenommen bestattet wurde und es sich um Hinweise auf eine bislang unbekannte, später gestörte

Bestattung handelt. Vielleicht ging das Schmuckstück aber auch zu Lebzeiten verloren.

Bericht: Laura Caspers

Ein nahezu werkstattgleicher Halsring stammt aus Dornach, Dornachbrugg (Kantonsarchäologie Solothurn, Jürg Stauffer).





Rothenfluh, Sol. Ein rätselhaftes Objekt aus vergoldetem Buntmetall. Seitenansichten, Aufsicht und Unterseite. M 2:1.

Ein *olfactoriolum*? Ein einzigartiger karolingischer Neufund aus Rothenfluh

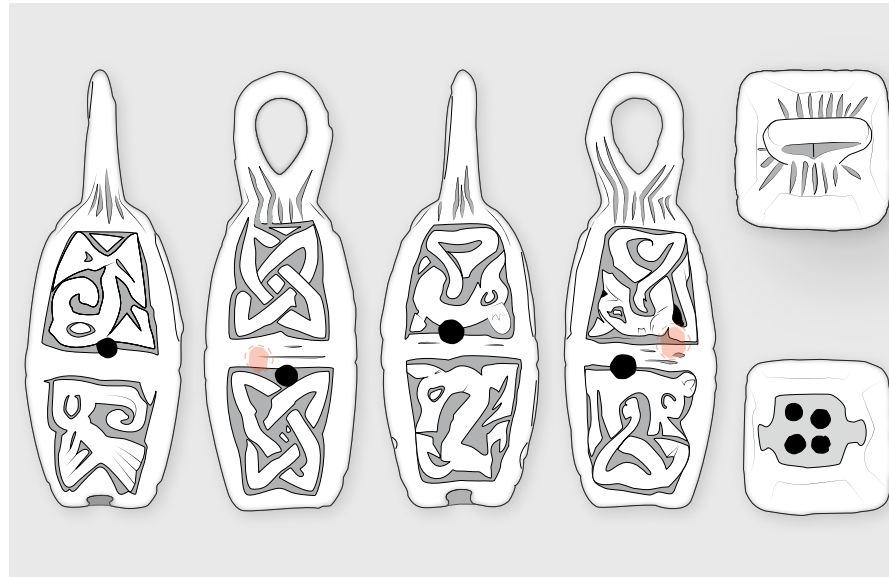
Auf dem Sol, einem abgelegenen, bewaldeten Höhenzug gut zwei Kilometer nördlich von Rothenfluh, hat der ehrenamtliche Späher Michi Heiniger einen rätselhaften Fund gemacht: ein kleines, nur 3,9 Zentimeter hohes Objekt, dessen ursprüngliche Funktion und Bedeutung sich nicht ohne Weiteres erschliesst. Es hat die Form eines Anhängers mit leicht gebauchtem «Körper», der einen annähernd quadratischen Querschnitt hat. Die Öse ist deutlich abgenutzt.

Die vier Seiten zeigen je zwei Zierfelder mit paarrigem Dekor: zwei Vögel, zwei Flechtbandknoten und zweimal zwei Felder mit zurückblickenden Vierbeinern. Feine Kerben am Übergang zur Öse betonen zusätzlich die dortige Taillierung. Auf der Unterseite ist ein leicht vertiefter, vierfach gelochter Boden eingelassen, der über zwei seitliche Stifte fest mit dem Hohlkörper verbunden ist. Auch jede Seite ist zwischen den Zierfeldern je einmal durchbohrt, wobei auffällt, dass die Löcher nicht auf einer Ebene und diejenigen der Gegenseite jeweils nie genau in einer Linie liegen. Vielleicht versuchte man mit dieser Anordnung, die

Ornamentik zu schonen und das Objekt möglichst wenig zu schwächen. Weitere, kleinere Durchbrüche im Bereich der Vertiefungen des Dekors sind eindeutig Gussfehler.

Während die sehr punktuelle Materialanalyse mit der LIPS-Methode mehrheitlich reines Kupfer

Umzeichnung des im «Tassilokelch-Stil» verzierten Objekts. Rot markiert die Lage des kaum sichtbaren Stifts. M 1:1,5.



Die Lage der Fundstelle «Sol» in Bezug zu Rothenfluh (1) und dem Wittnauer Horn (2) (Kartengrundlage swisstopo).

anzeigte, wies das breitflächiger messende pXRF-Gerät Werte von rund 74–80% Kupfer, 15–20% Zinn, gut 3% Blei und knapp 3% Zink aus. Vermutlich haben wir es demnach mit einer etwas heterogenen Bronze zu tun, die nach den Durchbohrungen und vor dem Einsetzen des Bodens

rundum mit einer Feuervergoldung überzogen worden ist. Die Flechtbandknoten, insbesondere aber die zurückgewendeten, hundeähnlichen Vierbeiner mit kantiger Schnauze, Zwei-Zehen-Fuss und hochgestelltem Schwanz sind charakteristisch für den «Tassilokelch-Stil» oder «insularen Tierstil kontinentaler Prägung». Ohne hier näher auf die Hintergründe dieses Kunststils eingehen zu können, ist festzuhalten, dass er das Objekt recht eindeutig in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts nach Christus datiert.

Der nach Westen, Norden und Osten steil abfallende Bergrücken mit dem Namen Sol liegt fernab bekannter Fundstellen dieser Zeit. Bemerkenswert ist allenfalls die knapp drei Kilometer weiter östlich gelegene ur- und frühgeschichtliche Höhenbefestigung des Wittnauer Horns (Kt. Aargau), die nachweislich im 8. Jahrhundert noch einmal aufgesucht worden war. Darauf verweist dort unter anderem der Rest eines Münzhorts mit acht frühkarolingischen Denaren. Deren Prägeorte im zentralen und nördlichen Frankenreich lassen ein weitreichendes Beziehungsnetz aufscheinen.



Die Auffindung ohne klar erkennbaren Kontext hilft bei der Frage, wozu der kleine Anhänger gedient haben könnte, nicht weiter. Auch eine unter der Fachkollegenschaft weiträumig angesetzte Suche nach Vergleichen im Verbreitungsgebiet des ‹Tassilokelch-Stils› blieb ohne Ergebnis. Nach aktuellem Kenntnisstand ist das Objekt, das zweifels- ohne einem herrschaftlichen Umfeld entstammt, also ohne direkte Parallelen. Einzig die bauchige Form erinnert entfernt an rheinländische Schlüsselgriffe aus dieser Zeit.

Kleine, verschliessbare Anhänger werden im Kontext des Frühmittelalters in der Regel als Phylakterien interpretiert, als private Reliquienbehältnisse. Um den Hals oder an einem Gürtel getragen, sollten sie überirdischen Schutz bieten. Ein zylindrisches Büchlein dieser Art ist beispielweise aus einem Frauengrab des 7. Jahrhunderts in der Kirche von Sissach bekannt. Auch Flechtbandknoten wie im vorliegenden Fall gelten seit der Antike als Unheil abwehrend. Die sechs Tiere auf unserem Anhänger könnten darüber hinaus auf die göttliche Schöpfung verweisen, die bekanntlich in

sechs Tagen vollzogen wurde. Zu erwarten wären in diesem Fall dem Thema gemäss allerdings zwei Luft-, zwei Wasser- und zwei Landtiere, wie Egon Wamers kürzlich anlässlich seiner Untersuchung des zeitgleichen ‹Älteren Lindauer Buchdeckels› hervorgehoben hat.

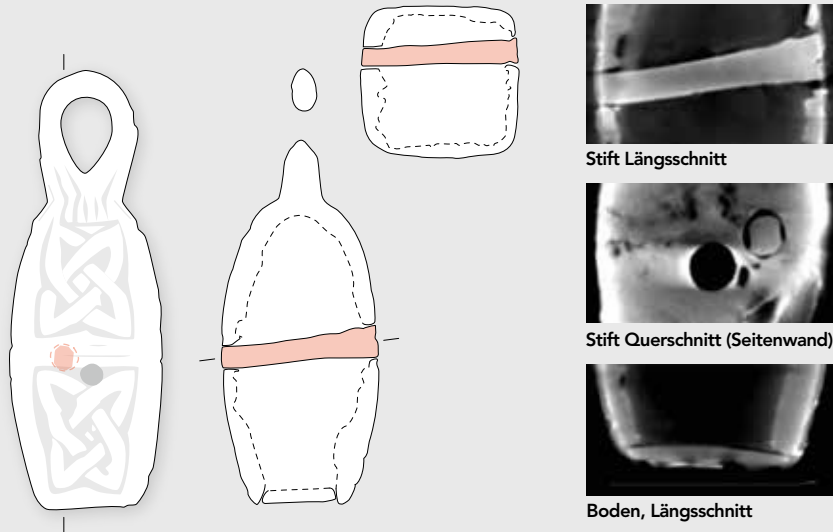
Der etwas jüngere silberne ‹Servatius- schlüssel› aus Maastricht gilt als Meisterwerk karolingischer Metallkunst.



Längs- und Querschnitt durch das Objekt. Der Stift ist rot hervorgehoben. Rechts Details der Computertomografie zu Stift und Boden.

Das Besondere am Anhänger von Rothenfluh sind jedoch die Löcher. Ein Blick ins Innere offenbart noch mehr: Zum einen sind im Hohlraum Reste eines Fadens aus Lein oder eher Hanf erhalten – vielleicht letzte Überreste eines Textils. Zudem war erst in der Computertomografie gut zu erken-

nen, dass es wenig über der Mitte des Hohlkörpers eine weitere, diesmal durchgehende Durchbohrung gegeben hatte, zur Aufnahme eines leicht konischen Buntmetallstifts mit achteckig-kantigem Querschnitt. Dieser war vor der Vergoldung so sorgfältig eingearbeitet worden, dass er von aussen mit blossen Auge kaum zu erkennen war.



Mit diesem Befund fällt eine weitere Interpretation in Betracht: Es ist denkbar, dass im Innern ein Duftträger zur Aufnahme von (wohl-)riechenden Essenzen montiert war. Dies könnte eine Reliquie gewesen sein, die damit in Kontakt gekommene Flüssigkeiten sozusagen «heiligte». Im Fall eines zylindrischen Büchleins – ähnlich dem erwähnten Sissacher Exemplar – wurde im Innern jedoch ein mediterraner Meeresschwamm nachgewiesen, nebst kristallisierten Spuren von Oxalsäure. Diese Säure organischen Ursprungs diente noch im 18./19. Jahrhundert als Trägersubstanz für ätherische Öle oder andere pharmakologische Wirkstoffe. Vornehme Damen zogen diese auf «türkischen Schwamm» auf, den sie in einem verschliessbaren Blechdöschen aufbewahrt als

«Vinaigrette» mit sich trugen. Die Inhalation des scharfen Dufts half unter anderem bei Kreislaufschwächen aufgrund zu enger Korsetts. Eine andere medizinische Wirkung dürfte hingegen das Bilsenkraut ausgelöst haben, das in einer weiteren frühmittelalterlichen Kapsel aus St-Aubin (Neuenburg) nachweisbar war: vom schmerzstillend bis halluzinogen.

Egon Wamers, der die Beispiele zusammengestellt hat, weist auf eine ganze Gruppe spätrömischer und frühmittelalterlicher Funde hin, die als Riechdosen gedient haben dürften. Zu erwähnen wären auch die als *pomum odiferum*, Pomander, Riech- oder Bisamäpfel bezeichneten kugelförmigen Duftstoffträger orientalischer Ursprungs. Letztere trug man ab dem Hochmittelalter – oftmals aufs kunstvollste verarbeitet – zu medizinischen Zwecken auf sich. Im Gegensatz zu vielen dieser verschliessbaren Behältnisse verströmte der Anhänger aus Rothenfluh jedoch permanent Duftstoffe, weshalb wohl weniger mit belebenden als mit wohlriechenden Ingredienzien zu rechnen ist. Besser vergleichbar ist in dieser Hinsicht ein

allseitig durchbohrtes Beinbüchchen mit eingeschraubtem Deckel aus dem spätrömischen Stein am Rhein im Kanton Schaffhausen.

Wamers nennt auch einige Schriftquellen, die auf die Existenz solcher Riechdöschen hinweisen.

Der Blick mit dem Mikroskop ins Innere der Objekte offenbart die Reste eines Fadens aus pflanzlichen Fasern, wohl Hanf.

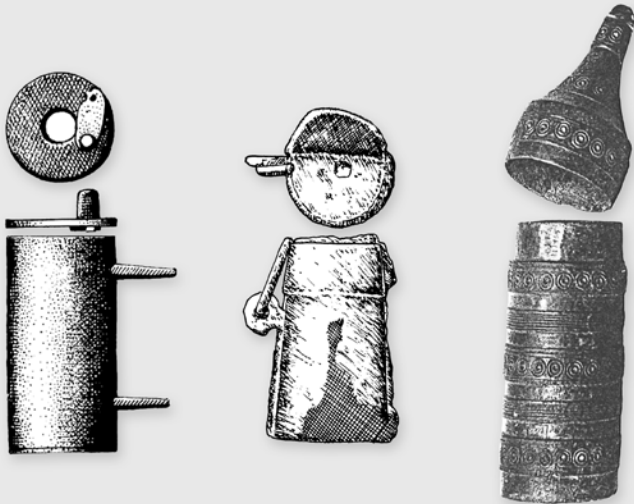


Mutmassliche römische
und frühmittelalterliche
Riechdosen mit Ver-
schluss aus Krefeld-
Gellep (Nordrhein-
Westfalen), Sissach und
Arçon (Dép. Doubs).

Isidor von Sevilla, der im frühen 7. Jahrhundert den Versuch unternommen hat, das gesamte Wissen seiner Welt in einer Enzyklopädie zusammenzutragen, beschreibt in einer Aufzählung weiblicher Kleidungs- und Schmuckformen *olfactoriola vascula sunt muliebria, quibus odoramenta gestantur*, also kleine Behältnisse, in denen Frauen wohlrie-

chende Spezereien und Duftmittel mit sich tragen würden. Bis ins 9. Jahrhundert sind diese *olfactoriola* immer wieder in Texten überliefert, die jedoch meistens ältere Vorlagen wie Isidor zitieren.

Die beobachteten Details lassen vermuten, dass auch der kleine Anhänger von Rothenfluh zu die-



sen *olfactoriola* gehörte. Der Stift im Innern könnte dabei den Duftträger – vielleicht ein Textil oder ein Stück Schwamm – im oberen Teil fixiert haben, damit er nicht die Löcher verstopfte. Die künstlerische Gestaltung und die Wahl der Materialien des einzigartigen Fundstücks orientierten sich dabei an der stilbildenden Avantgarde der Zeit, wobei die Ausführung nicht an die Qualität der hochrangigen Sakral- und Schatzkunst heranreicht. Der Dekor und vielleicht auch der Inhalt sprechen dabei für einen christlichen Kontext – auch wenn man die sonst in den künstlerischen Erzeugnissen dieser Zeit omnipräsente Darstellung des Kreuzes vergeblich sucht.

<

Spätromisches Riechdöschen?
Gelochter zylindrischer Behälter aus Bein, mit eingeschraubtem Boden und Deckel aus Stein am Rhein, Kt. Schaffhausen. Höhe 3,2 cm.

Bericht: Reto Marti, mit Dank an Egon Wamers, Frankfurt, für Hinweise zu den *olfactoriola*, Norbert Spichtig, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, für XRF-Analyse und Computertomografie und Antoinette Rast-Eicher, Ernen, für die Bestimmung des Fadens

Norbert Spichtig, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, und Laura Caspers analysieren das Objekt am Computertomograf.





Konservierungslabor

Das Jahr 2025 stand ganz im Zeichen der «Schatzfunde». Die gleichnamige Ausstellung im Historischen Museum Basel wurde von uns mit sage und schreibe 632 Objekten bestückt. Diese Leihgaben wurden fotografiert, dokumentiert, verpackt und im Vorfeld zum Teil aufwändig restauriert. Zu den Highlights, die für diese Präsentation speziell hergerichtet wurden, gehört das eisenzeitliche Kegelhalsgefäss aus Reinach (s. Seite 132 ff.).

Weitere «Schätze», denen das Konservierungslabor im Berichtsjahr ihre Aufmerksamkeit widmete, sind unter anderem zwei Mammutstosszahn-Fragmente aus Muttenz (s. Seite 44 ff.), zwei Goldmünzen aus Arisdorf (s. Seite 110 ff.) und Bestandteile von tauschierten Gürtelgarnituren aus Aesch (s. Seite 138 ff.). Einer der geborgenen Stosszähne soll nach Abschluss der Bauarbeiten vor Ort ausgestellt werden.

Präventive Konservierung ist weiterhin ein wichtiges Thema. Rund 200 grosse Metallobjekte wie Schwerter, Lanzenspitzen oder Kochutensilien haben die ehrenamtliche Mitarbeiterin Verena Geiger und Lorenz Schober neu verpackt, umgelagert und mit Trocknungsmittel und Feuchtigkeitsindikatoren ausgestattet. So ist gewährleistet, dass die Objekte während der Lagerung nicht weiter korrodieren.

An einer Fachtagung in Wien hielt die Schreibende einen Vortrag zum Thema «Schädlingsbefall! Auch in archäologischen Sammlungen ein Problem? Ein Erfahrungsbericht zum Monitoring und der Bekämpfung mit der Gefriermethode». Zudem besuchten die Mitarbeitenden verschiedene Weiterbildungen zu Themen wie Katastrophenmanagement und Nachhaltigkeit. Zusätzlich wurden insgesamt 572 Objekte restauriert.

Silvia Kalabis

Lorenz Schober und Verena Geiger beim Umpacken der konservierten metallenen Grossobjekte.

Arbeiten am
Oberflächenfinish.
Bis sich die ergänzten
Gipsoberflächen nahtlos
an die originalen
Gefäße an-
schmiegen,
braucht es viel
Feinarbeit.



Vollendete Form: die Neurestauration des Kegelhalsgefässes von Reinach

Das Kegelhalsgefäss, eine reich verzierte Prunkkeramik der frühen Eisenzeit, zählt zu den Highlights der Archäologie Baselland. Gefunden wurde es 2003 zusammen mit zahlreichen weiteren, absichtlich zerschlagenen Gefässen in einem regelrechten «Scherbentepich» in Reinach, Mausacker.

Die Gefässfragmente lagen zusammen mit Tausenden weiterer Keramikscherben über rund 200 Quadratmeter und mehrere Fundkomplexe zerstreut. Die Strategien, die nötig waren, um die Einzelteile dieses einzigartigen Gefässes in den Fundmassen auszumachen, schildert Christine Gugel in einem eigenen Beitrag (s. Seite 106 ff.). Es zeigte sich, dass das aufwändig verzierte Keramikgefäss wie alle anderen absichtlich zerschlagen und nur rund ein Drittel davon an der Fundstelle deponiert worden war. Seine ursprüngliche Form ist jedoch vollständig rekonstruierbar.

Im Hinblick auf die Ausleihe für die Ausstellung «Schatzfunde» im Historischen Museum Basel wurde das Gefäss begutachtet. Da die alte Scherben-

halterung – ein Metallgerüst – nicht mehr intakt war, musste man sich die Präsentation neu überlegen. Schon zuvor hatte Silvia Kalabis die Scherben zu drei grösseren Fragmenten zusammengeführt und die Zwischenräume mit Gips ergänzt. Diese Ausgangslage brachte uns zur Überzeugung,

Die mit Gips vorergänzten Gefässeile werden mit Schaumstoffelementen und Holzspiesschen fixiert.



Der ausgehärtete «Tec-Clay» lässt sich präzise bearbeiten und bildet so eine gute Stützform für den Aufbau der fehlenden Gefässtteile.

auch die weiteren, weit grösseren Fehlstellen zu schliessen und das Gefäss in seiner Ursprungsgestalt wieder zu ergänzen. So kann auf das Metallgerüst verzichtet werden und das Objekt ist besser handhabbar und zu verpacken, weil die ergänzte Form in sich stabiler ist.



Bei Ergänzungen an einem archäologischen Keramikobjekt sind mehrere Faktoren angemessen zu berücksichtigen. Zum einen sollten sie sich farblich von den originalen Teilen unterscheiden und wenn möglich an den Übergängen ein wenig absetzen. Denn die Ergänzung soll als solche erkannt werden. Die Scherbendicke an unserem Gefäss variiert stark. Im unteren Bereich ist die Wandung dicker, gegen oben wird sie stetig schmäler. Ausserdem ist die Form sehr bauchig ausladend und verjüngt sich gegen unten stark. Der Durchmesser des Bodens ist kleiner als die Öffnung des Gefässes. Da die Form zudem asymmetrisch ist, tendiert es zum Kippen. All diese Beobachtungen gaben den Ausschlag, die Ergänzungen nicht dünner zu machen, sprich abzusetzen, sondern gleich dick wie das Original.

In einem ersten Arbeitsschritt waren die bereits ergänzten Teilstücke in Position zu bringen, damit ein Unterbau angefertigt werden konnte. Die Positionierung erfolgte mit Schaumstoffkeilen und Blöcken, die auf einer grossen Schaumstoffform

mit Holzspießchen befestigt wurden. Damit ein regelmässiger Gipsauftrag möglich war, brauchte es einen Unterbau, der den Innenraum des Gefässes wiedergibt. Bei der Suche nach in Frage kommenden Modelliermassen bin ich auf «TecClay schwefelfrei» der Firma Swiss Composite gestossen. Die beschriebenen Eigenschaften entsprachen genau den Anforderungen, die ich mir vorstellte. Das Material wird unter Hitze weich und anschmiegsam, und anschliessend härtet es zu einem gut zu bearbeitenden Material aus. Man kann es sehr fein abschaben und jederzeit auch wieder ergänzen.

So wurde mit «TecClay» Stück für Stück der Unterbau für die fehlenden Gefässpartien aufgebaut und die bestehenden Objektteile miteinander verbunden. Das Material hinterlässt auf den Scherben keine Rückstände, verdunkelt jedoch ein bisschen die Oberfläche. Da die originalen Fragmente aber bereits durch die vorherigen Behandlungsschritte vorgefestigt waren, spielte dies keine Rolle. Die Kontaktstellen der Originale zum Gips wurden anschliessend sicherheitshalber mit Paraloid B72 nochmals versiegelt.

Um eine gute Gewichtsverteilung zu erlangen, habe ich Versuche mit verschiedenen Gipstypen gemacht, um punkto Fläche möglichst dasselbe Gewicht zu erreichen. Alabastergips wurde mit Glätt- und Füllspachtel verglichen. Im Ergebnis waren jedoch beide ein wenig leichter als der originale

Der erste Auftrag erfolgte mit eingefärbtem Gips, verstärkt durch ein Glasfaserband.



Blick in das noch offene Gefäß mit dem Stützkorsett aus TecClay.

gebrannte Ton. In der späteren Ausführung wurden dann auch beide Gipse benutzt: unten der Alabastergips und oben der Glättspachtel, der einen feineren Finish ermöglichte. An den stark gewölbten Stellen mit dünner Wandung wurden zusätzlich Glasfaserbänder als Bruchschutz eingelegt.

Über das gesamte Projekt hinweg musste jeder Schritt gut geplant sein. Ein voreiliger Schritt hätte den Fortgang der Arbeit so stark beeinträchtigen können, dass man nochmals von vorne hätte anfangen müssen. Gerade beim Gipsauftrag sind gewisse Erkenntnisse erst während der Arbeit entstanden. So war etwa das Ausstreichen zu einer glatten Oberfläche sehr anspruchsvoll.

Ein mutiger Entscheid war die Wahl einer komplett anderen, aber neutralen Farbe für die ergänzten Flächen: Schwarz. Das «Schwarzbraun» mit der RAL-Nummer 8022 schmiegt sich sehr gut an die Originalscherben an. Es unterstützt und kontrastiert gleichzeitig. Der erste Versuch mit einer matten Dispersion in dieser Farbe gelang sehr vielversprechend. Zuerst aber wurde die ergänzte Oberfläche mit einem Hydro-Tiefengrund isoliert, um zu verhindern, dass die Farbe in den Gips eingesogen wird. Mit einer feinen Kunststoffrolle wurde die Farbe dann zügig aufgetragen.

Eine wichtige Überlegung war, die schon geklebten originalen Randfragmente mit Schul-



teransatz erst ganz am Schluss zu fixieren. Dadurch bestand die Möglichkeit, auch die Innenflächen des Gipses einzufärben. Auch die Entfernung des ‹TecClay› nach dem Gipsen war so viel einfacher möglich. Dieser wurde mit dem Föhn ein wenig weich gemacht und löste sich problemlos in größeren Teilen ab.

Wie erwähnt hat das Gefäß durch seine Asymmetrie eine Schiefelage und ist nicht standfest. Für eine Präsentation in Ausstellungen und speziell für die Schatzfunde-Ausstellung im Historischen Museum Basel braucht es daher eine Stützkonstruktion. Schon während den Arbeiten habe ich gemerkt, dass mit Keilen ein guter Halt zu erreichen ist: vier Stück reichten bereits. Poliertes oder mattes Plexiglas wird in Ausstellungen gerne als stützendes und tragendes Material verwendet. So wurden auf Mass vier hochglanzpolierte Keile angefertigt, zudem eine schwarzbraun seidenmatt pulverbeschichtete Stahlplatte mit den Aussparungen, um die Keile darin zu versenken. So steht das Prunkgefäß stabil, und das Schwarz der Platte kann jederzeit mit einer Auflage in einer anderen Farbe

ersetzt werden, so geschehen in der Ausstellung im Historischen Museum Basel.

Bericht: Nicole Gebhard

Das fertig restaurierte
Kegelhalsgefäß von
Reinach, Mausacker.



Restaurierungsarbeiten an «tauschierten» Gürtelgarnituren aus Aesch

Die beiden 2024 in Aesch entdeckten Gürtelgarnituren (Umzeichnung nach Röntgenbild).

Im Rahmen der archäologischen Ausgrabungen des Jahres 2024 wurden im frühmittelalterlichen Gräberfeld von Aesch zwei aussergewöhnlich reich verzierte Gürtelgarnituren entdeckt. Die Funde beeindrucken durch ihre kunstvolle Ausführung sowie durch die aufwändige Tauschierungstechnik,

bei der Muster aus weicherem, andersfarbigem Bunt- und Edelmetall in einen speziell dafür vorbereiteten, härteren metallenen Untergrund eingelegt wurden.

Im Falle der beiden Gürtel hat man geometrische Flechtbandornamente und stark stilisierte figürliche Elemente im sogenannten Tierstil miteinander kombiniert (vgl. Jahresbericht 2024, S. 100 ff.). Gürtel dieser Art gelten als Statussymbole. Sie zeugen von hohem handwerklichem Geschick und von der «internationalen» Verflechtung der zweifelhohne sehr wohlhabenden Auftraggeberschaft.

Im Falle der Garnituren aus Aesch bildet – wie in dieser Zeit üblich – Eisen das Grundmaterial. Zunächst wurden feine Nuten in der gewünschten Ornamentform in das Metall geschnitten. Grössere Flächen wurden zusätzlich aufgeraut, um den eingelegten Metallen besseren Halt zu geben – ein Detail, das heute im Röntgenbild gut erkennbar ist. Der Untergrund wurde



dabei entweder «scharriert», das heisst mit zum Teil kreuzweisen Rillen versehen, oder «punktiert», also mit einer spitzen Punze aufgeraut.

Für die feinen Linien der Verzierung wurde das weichere Metall der Einlage – in diesem Fall Silber und Messing – entweder zu dünnen Drähten gezogen oder zu sehr dünnen und schmalen Blechen verarbeitet, die anschliessend tordiert, also in sich gedreht oder um einen Kern gewickelt wurden. Diese tordierten Drähte waren nicht nur einfacher herzustellen, sondern liessen sich dank ihrer Flexibilität auch besser in die Nuten einarbeiten. Zusätzlich kamen flächige Einlagen aus kleinen Blechstücken zum Einsatz.

Beide Techniken – Draht- und Flächentauschierung – sind an den Gürtelgarnituren aus Aesch zu beobachten. Nach dem Einlegen der Silber- und Messingstücke in die vorbereiteten Nuten wurden sie eingerieben, eingedrückt oder eingeschlagen, bis sie fest im Eisen verankert waren. Abschliessend wurde die Oberfläche geglättet und poliert, so dass eine geschlossene, silbern und golden glän-

zende Verzierung entstand, die sich schön vom dunkleren Eisen abhob.

Die aufwändige Verzierung und die filigrane Ausföhrung stellten besondere Anforderungen an den Umgang mit den Fundobjekten. Um sowohl die

In diesem Röntgenbild sind die sorgfältige Konturföhrung und die flächige «Scharrierung» gut zu erkennen.



Nach dem Entfernen der harten Korrosionsschicht kommt die silber- und messingtauschierte ursprüngliche Oberfläche ans Licht.

exakte Fundlage als auch mögliche organische Reste wie Leder, Textilien oder Holz bestmöglich zu dokumentieren, wurden die Gürtelgarnituren vollständig im Block geborgen. Das bedeutet, dass das jeweilige Ensemble mitsamt dem umgebenden Erdmaterial als Ganzes dem Boden entnommen

und erst im Konservierungslabor weiter freigelegt wurde. Dieses Vorgehen ermöglichte eine besonders sorgfältige Analyse unter kontrollierten Bedingungen.

Im Labor wurden zahlreiche Fotografien, Mikroskopaufnahmen und Röntgenbilder angefertigt. Dadurch liess sich die genaue Lage der einzelnen Bestandteile der Gürtelgarnitur rekonstruieren – eine wichtige Grundlage für die Interpretation der organischen Reste, die von der Textilspezialistin Antoinette Rast untersucht wurden. Die Analysen trugen dazu bei, besser zu verstehen, wie die Gürtelgarnitur ursprünglich ins Grab gelegt worden war.

Die Röntgenaufnahmen lieferten zudem einen ersten Blick unter die kompakte Korrosionsschicht. Da die bei der Tauschierung verwendeten Metalle unterschiedliche Dichten aufweisen, erscheinen



sie im Röntgenbild in verschiedenen Graustufen: Silber zeigt sich sehr hell, Messing hellgrau und das Eisen dunkler. Diese Unterschiede sind für die Restaurierung von grosser Bedeutung, da sie helfen, die verborgenen Muster zu erkennen und die Freilegung gezielt anzugehen.

Die eigentliche Restaurierung erforderte ein besonders vorsichtiges Vorgehen. Die weichen Silbereinlagen können leicht beschädigt werden, wenn sie mit den harten Werkzeugen in Berührung kommen, die zur Entfernung der Korrosionsschichten notwendig sind. Deshalb wurde langsam und kontrolliert gearbeitet, unter Einsatz von Werkzeugen wie Diamantschleifern, Skalpelln und fein geformten Nadeln. Sobald die Tauschierungen frei lagen, mussten sie für die weiteren Arbeitsschritte geschützt werden. Dazu wird eine Schutzschicht auf die Fläche aufgetragen, die sich später rückstandslos wieder entfernen lässt.

Erst danach kann das umliegende Eisen mit einem Feinstrahlgerät bis zur gewünschten Oberfläche freigelegt werden.

Bericht: Anna Schuh

Nahaufnahme einer
Flächentauschierung
der Gürtelgarnitur aus
Grab 1/2024 in Aesch.





Archäologische Stätten

Die arbeitsintensivsten Stätten bildeten im 2025 – wie in den vergangenen Jahren – die Burgruinen: Auf der Neu Schauenburg wurde nach den Vorbereitungsarbeiten im Vorjahr die eigentliche Sanierung in Angriff genommen, deren Abschluss 2026 zu erwarten ist. Auf der Liste der dringend sanierungsbedürftigen Ruinen ist nun die Waldenburg an die erste Stelle gerückt: Im Frühling 2025 lösten sich Steine aus einer an den Hauptturm angrenzenden Mauer, und am Turm zeigten sich besorgniserregende Risse. Die Erhaltung des Baudenkmals und die Sicherheit der Besuchenden ist gefährdet. Der Burgenspezialist Jakob Obrecht erarbeitete deshalb ein Konzept für das Vorprojekt einer Totalsanierung, das auch dem grundsätzlichen Überholungs- und Inwertsetzungsbedarf Rechnung trägt. Im Hinblick auf die Realisierung ist die Bürgergemeinde Waldenburg aktuell damit beschäftigt, eine Stiftung zu gründen.

Ganz nach dem Grundsatz, dass nach der Sanierung einer Ruine eine periodische Pflege zu erfolgen hat, ist nun auch für die Farnsburg ein detaillierter Unterhaltsplan inklusive Anleitung für das künftige Monitoring in Kraft getreten. Und dank der temporären Anstellung von Leah Dellenbach konnte 2025 die gesamte Dokumentation der Sanierung 2019–2023 archiviert werden.

Auch die Vermittlung der archäologischen Stätten kam nicht zu kurz: Auf dem Wartenberg sind für das Projekt «Muttenz erzählt» Audiostationen in Entwicklung. Auf der Sissacherfluh, in vielen vergangenen Epochen Ort für Schutzsuchende und heute beliebtes Ausflugsziel, sind nun die von Simone Kiefer erarbeiteten Infotafeln installiert.

Christoph Reding

Auf der Waldenburg musste wegen herabfallender Steine der Zugang zum Turm gesperrt werden – Mitarbeiter der Forstbetriebe Frenkentäler bei der Kontrolle des Mauerwerks.



Muttenz, mittlerer War-
tenberg. Mit Hilfe einer
Hebebühne wurden
am mittelalterlichen
Wohnturm Holzproben
für eine Jahrring-
analyse entnommen.

Eine ‹Dendro› zeigt: das Muttenzer Wahrzeichen ist fast 800 Jahre alt

Im Mittelalter entstanden auf dem Wartenberg oberhalb von Muttenz zu unterschiedlichen Zeiten insgesamt drei Burgen. Von der mittleren, auf dem höchsten Punkt des Hügels gelegenen Anlage ist bis auf den heute noch weithin sichtbaren Wohnturm nur wenig bekannt. Im Rahmen des Vermittlungsprojekts ‹Muttenz erzählt› hatten die Gesellschaft Pro Wartenberg und die Archäologie Baselland 2025 entschieden, das Baudatum dieses eindrucklichen Bauwerks zu ergründen.

Das Augenmerk der Untersuchungen richtete sich auf zwei massive Balkenstümpfe, die in der Nordfassade vermauert sind. Sie trugen einst eine lange und steile Treppe, die zum Hocheingang in den Turm hochführte. Mittels einer Teleskophebebühne entnahm Raymond Kotic von der Firma dendron Bohrkern aus den Relikten. Deren Jahrringsequenzen wurden dendrochronologisch ausgewertet. Sie zeigten, dass man die Eiche, aus der die beiden Balken einst gefertigt wurden, um das Jahr 1253 gefällt hat. Da das Holz für eine solch wichtige Konstruktion möglichst tragfähig

zu sein hatte, musste es damals in frischem Zustand verwendet werden. Somit entspricht das ermittelte Datum in etwa dem Baudatum des Turms.

Stephan Egloff, Präsident der Gesellschaft Pro Wartenberg, freute sich über das Resultat: ‹Damit

Raymond Kotic von der Firma dendron entnimmt in luftiger Höhe einen Bohrkern.



Unter den aufmerksamen Augen der Anwesenden wird der Bohrkern für die Analyse im Labor fixiert.

ist das Wahrzeichen von Muttenz älter als die Eidgenossenschaft». Auch aus bautypologischer Sicht war das Ergebnis bemerkenswert. Denn aufgrund spätromanischer Bauteile, die bei früheren Restaurierungsarbeiten im Turm geborgen worden waren, ging man zuvor von einer Erbauung am Ende des 12. Jahrhunderts aus.

Die drei Befestigungsanlagen befanden sich im 13. Jahrhundert im Besitz der Grafen von Neu Homberg, und es ist wahrscheinlich, dass die Burgen bereits Eigentum ihrer Vorgängerlinie, der Grafen von Alt Homberg waren. Diese Familie spielte auch in der nahen Stadt Basel eine wichtige Rolle und dürfte, wie damals auch andere Grafenfami-



lien der Region, über einen standesgemässen Sitz vor der Stadt verfügt haben. Während die Grafen ihren Sitz wahrscheinlich auf der Vorderen Warthenberg hatten, bewohnte ihr Hofstaat die anderen beiden Burgen. Auf der Mittleren Warthenberg residierte der Marschalk, der für die Pferde des Grafens zuständig war. So wird 1296 ein *Hermannus Marschalcus de Warthenberg* schriftlich überliefert. Daher ist es wahrscheinlich, dass sein Vorgänger in der Mitte des 13. Jahrhunderts den Turm erbauen liess. Dessen stattliche Ausmasse bezeugen, dass nicht nur der Graf, sondern auch sein Hofbediensteter von hohem gesellschaftlichem Stand war.

Seit Jahrzehnten kümmert sich die Gesellschaft Pro Warthenberg mit ihren fast tausend Mitgliedern mit grossem Aufwand um Erhalt, Pflege und Vermittlung der drei Warthenbergburgen. 2018 wurde der Verein für dieses Engagement mit dem

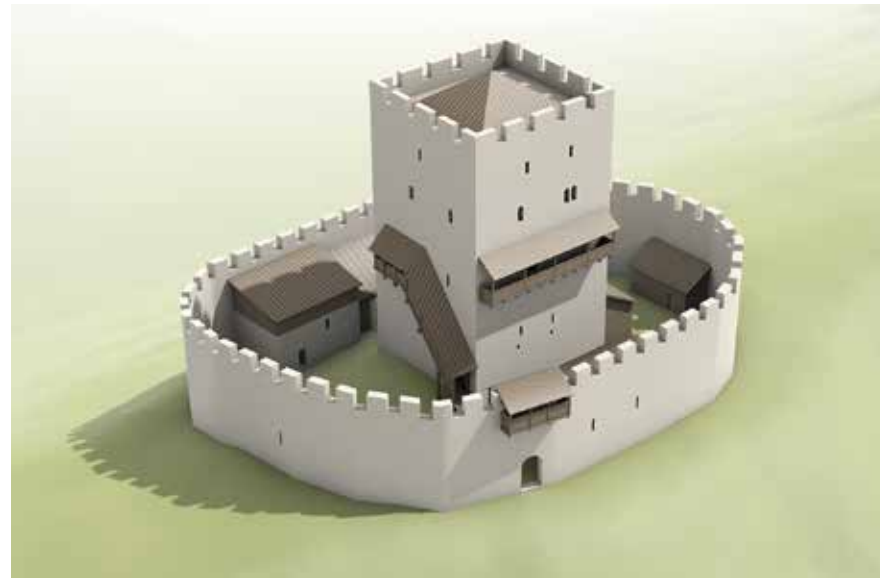
<

Ein Skizze der noch unrestaurierten nördlichen Turmfassade von 1932 zeigt die Balkenlöcher des ursprünglichen Zugangs.

Burgenpreis der Burgenfreunde beider Basel ausgezeichnet. Die fachliche Unterstützung und Begleitung leistet jeweils die Archäologie Baselland. Gemeinsam schaffen die beiden Institutionen eine Zukunft für die bedeutenden Ruinen.

Bericht: Christoph Reding

Rekonstruktionsversuch der Mittleren Warthenberg: Am Turm ist die hölzerne Zugangs konstruktion zum Hocheingang erkennbar (Joe Rohrer).



Ruine Neu Schauenburg – Sanierung 2025

Schon fast ein Kunstwerk für sich: Die Ruine Neu Schauenburg im Vollgerüst.

Die idyllische Ruine Neu Schauenburg mit dem weitem sichtbaren neuzeitlichen Pavillon liegt auf einem isolierten Felskopf oberhalb von Frenkendorf und Pratteln. Die Anlage befindet sich im Privatbesitz von Renata von Tschärner. Nach ersten Notsanierungen, insbesondere im Jahr 2020,

erfolgten 2024 die Vorbereitungsarbeiten für die umfassende Sanierung der gesamten Anlage, mit Gesamtkosten von 3,1 Millionen Franken (Jahresbericht 2024, S. 140ff.). Davon leistet der Kanton Basel-Landschaft über den Swisslos-Fonds die Hälfte, und ein Viertel steuert die Eidgenossenschaft bei. Den Restbetrag übernimmt die private Eigentümerin der Ruine, die für die Sanierung wie auch den künftigen Unterhalt eigens eine Stiftung gegründet hat.

Wichtigste Ziele des Projekts waren die Konservierung und bauarchäologische Untersuchung der 80 Meter langen Ringmauer der Unterburg, die Verbesserung der Personensicherheit und der Wegführung im Areal sowie die Aufwertung des Naturstandorts. Die Planungs-, Bauleitungs- und Ingenieursarbeiten hatte das spezialisierte Unternehmen Aegerter & Bosshardt AG inne. Die Baumeisterarbeiten leistete die mit der Sanierung von Ruinen erfahrene Rofra Bau AG, die Gerüste stellte das Unternehmen baugerüste.ch.



Die Sanierung startete aus logistischen und kostentechnischen Gründen mit dem Ziel, die Arbeiten zur Hauptsache im Jahre 2025 zu realisieren – angesichts der Höhe des oben erwähnten Gesamtbudgets eine Herkulesaufgabe! Daher waren bereits im Herbst 2024 der Baukran sowie die aufwändige Gerüstung errichtet worden. Über den Winter hatten auch die bauarchäologischen Untersuchungen am Mauerwerk begonnen, um möglichst viel der historischen Substanz vor Beginn der eigentlichen Sicherungsarbeiten dokumentieren zu können. Und so wurde die Freilegung und der Abbau der schadhaften Partien auf den Mauerkronen bereits Anfang März in Angriff genommen. Mit den notwendigen Schutzmassnahmen fanden ausnahmsweise auch bereits im Laufe des März – noch in der Frostperiode – die ersten Aufmauerungen statt.

Hauptaugenmerk lag auf den schadhaften Mauerkronen. Während die Mauerkerne an vielen Stellen bereits nach kurzer Reinigung stabile Substanz aufwiesen, mussten die Schalen leider oftmals bis zu einem Meter tief abgebaut werden. Die neu

hochgezogenen Mauerschalen sind nun mit Metallankern mit dem alten Kern verbunden worden, während dieser durch Kronen mit Gewölbewirkung übermauert wurde. Die Herausforderung lag dabei darin, die ursprüngliche Silhouette der Ringmauer mit ihren bewegten Abbruchkanten

Die Bauarbeiter beim Reinigen der burgenzeitlichen Mauerkrone am westlichen Ringmauerabschnitt der Unterburg.



Der südliche Ringmauerabschnitt der Unterburg mit der neu aufgebauten «formwildem» Mauerkrone.

und aufsteigenden Kernpartien – wie sie für eine Burgruine so typisch sind – zu bewahren. Die über Jahrhunderte wunderbar gealterten Fassaden wurden – wenn baustatisch zulässig – unberührt belassen, um sie in ihrer Wirkung nicht zu beeinträchtigen. Auf den Kronen sind auf Veranlassung

der Abteilung Natur und Landschaft des Kantons Basel-Landschaft an mehreren Stellen gemauerte Becken mit Wasserabläufen ausgebildet worden, in die ein grosser Teil des vor Beginn der Maurerarbeiten abgeräumten, ökologisch wertvollen Bewuchses wieder angesiedelt werden konnte.



Spezielle Aufmerksamkeit verlangten auch die fünf unförmigen Öffnungen in der Ringmauer. Bei zweien handelt es sich ursprünglich um Sitznischenfenster, bei den anderen um Schiessscharten mit dahinter liegenden Kammern. Leider fehlten bei allen die Gewände, so dass die darüber liegenden Fassadenpartien nicht genug Unterstützung hatten. Daher beurteilte der Ingenieur diese Öffnungen als kritisch und machte eine baustatische Ertüchtigung zur Bedingung. Und da sie vom Burghof her ebenerdig zugänglich sind, waren zudem Absturzsicherungen notwendig.

Bedingt durch diese Vorgaben war es bei den Schiessscharten aus burgenarchäologischer Sicht die nächstliegende Lösung, deren Gewände zu rekonstruieren. Basis dazu bildeten die bauarchäo-

logischen Teilbefunde an allen erhaltenen Schar-ten, wobei von einer bislang nicht erwähnten, da verschlossenen vierten Scharte noch das gesamte Gewände erhalten ist. Bei den Sitznischenfen-tern fehlten jedoch jegliche Anhaltspunkte zum einstigen Aussehen der Gewände. Hier wurde ein Metallrahmen eingepasst, der nun mittels eines et- was zurückversetzten Bogensturzes die darüberlie- genden Fassadenpartien stützt. Möglichst dezente Gitterstäbe eliminieren zudem die Absturzgefahr.

Mit Spannung wurden die ersten Ergebnisse der bauarchäologischen Untersuchungen erwartet, für die sich die dafür spezialisierte Firma ProSpect GmbH mit Unterstützung des Unternehmens dendron und der ETH Zürich verantwortlich zeigte. Soviel darf schon verraten werden: Die ge- samte Westflanke der Ringmauer, dort wo sich die Schiesscharten befinden, ist gemäss der dendro- chronologischen Datierung zweier Gerüsthebel- hölzer in den Jahren zwischen 1280 und 1296, am ehesten 1293/1294 errichtet worden. Bauherren waren demnach die Herren von Schauenburg, in deren Besitz sich die Anlage damals befand.

Diese Burg muss 1356 dem Erdbeben von Basel zum Opfer gefallen sein. Risse im Mauerwerk und Bruchzonen durch Eckpartien und die dort situ- ierten Maueröffnungen sind gemäss Aussagen der beigezogenen Spezialisten typische Schadensbilder für solche Naturereignisse. Dank eines weiteren

Eines der neu rekon- struierten Gewände der Schiesscharten im westlichen Ring- mauerabschnitt der Unterburg.



Die grossen Steinblöcke mit braunem Mörtel bezeugen den Verfall der Ringmauer nach dem Erdbeben 1356. Darüber der Wiederaufbau mit hellem Mörtel.

datierbaren Bauholzes war auch der auf die Katastrophe folgende Wiederaufbau der Ringmauer zeitlich eingrenzbar: frühestens nach 1375, am ehesten 1383 oder kurz danach. Mauerkronen mit Ruinencharakter sowie entfernte und an derselben Stelle wieder eingesetzte Bausteine legen nahe, dass die Burg nach dem Erdbeben 20 bis 30 Jahre

dem Zerfall preisgegeben war, bevor der Wiederaufbau startete.

Gemäss den Quellen sind die letzten beiden Schauenburger vor 1380 verstorben und spätestens 1397 fand sich die Burg im Eigentum des einflussreichen Ritters Rudolf Viztum von Basel. Während ersteren offenbar die Mittel für die Instandsetzung fehlten, standen diese dem neuen Besitzer allem Anschein nach zur Verfügung. Zusammen mit der Ringmauer dürfte nahtlos auch die Oberburg wieder aufgebaut worden sein. Mauerstärken bis zu drei Metern unterstützen dabei die bereits nach den Untersuchungen 2020 geäusserte Überlegung, dass diese Burgpartie möglicherweise aus einem mächtigen wehrhaften Palas bestanden hatte (vgl. Jahresbericht 2020, S.134 ff.).

Ebenfalls noch in Aufbereitung sind die Ergebnisse der geologischen Untersuchungen der Bausteine und -mörtel durch den Spezialisten Philippe Rentzel von der Uni Basel, die wichtige Aufschlüsse zur Herkunft dieser Materialien sowie zur gesamten Baugeschichte der Burg versprechen.



Die Publikation der Erkenntnisse der gesamten Untersuchungen ist für 2027 im Heft «Mittelalter» des schweizerischen Burgenvereins geplant.

Die Sanierungsetappe 2025 verlief in Bezug auf den Baufortschritt und die Kostenentwicklung sehr erfreulich. Bis im Spätherbst war das geplante Programm weitestgehend umgesetzt. Für die erste Jahreshälfte 2026 verbleiben nur noch der zuletzt gereinigte Fuss der Ringmauer sowie die Gestaltung des Innenhofs der Unterburg.

Ein Highlight in jeglicher Hinsicht bildete der Tag der offenen Baustelle vom 16. August 2025: Die Stiftung Neu Schauenburg, das Baustellenpersonal, die Gemeinde und das Ortsmuseum Frenken-dorf, der Verein Berghof Events sowie die Archäologie Baselland zogen für die Organisation dieses gelungenen Events gemeinsam an einem Strick. So pilgerten etwa 230 Interessierte zur Neu Schauen-burg hoch, um sich die laufenden Arbeiten mittels fachkundiger Führungen direkt auf dem Gerüst zeigen zu lassen. Informationsstände sowie eine obligate Festwirtschaft rundeten das Angebot ab.

Und was für die Zukunft der Neu Schauenburg besonders Freude bereitet: Etwa zehn Personen haben sich an diesem Tag gemeldet, um sich als Fachleute für künftige Führungen auf der Ruine schulen zu lassen!

Bericht: Christoph Reding

**Der Naturschutzbio-
loge Lukas Merkelbach
(Stiftung Ruine Neu
Schauenburg) erklärt
am Tag der offenen
Baustelle die laufenden
Sanierungsarbeiten.**



Dokumentation und Archiv

Die Arbeiten im Archiv waren im Berichtsjahr vor allem durch zwei Themen geprägt: zum einen die Bewältigung des überdurchschnittlich hohen Aktenzuwachs, der von der Aufarbeitung diverser Altlasten aus der Abteilung Bauforschung herrührt, zum anderen diversen Herausforderungen bei der Erhaltung der Foto- und Papiermaterialien.

Analoge Fotomaterialien, die in der Archäologie zu dokumentarischen Zwecken insbesondere in der Zeit ab den 1960er Jahren bis in die 2000er Jahre hinein eingesetzt wurden, sind im Archiv der Archäologie Baselland in bedeutendem Umfang vorhanden. Für diese sehr empfindlichen und schwer konservierbaren Informationsträger verfolgt die Fachstelle seit vielen Jahren eine doppelte Archivierungsstrategie: Einerseits werden die originalen physischen Negative und Diapositive unter klimatischen Spezialbedingungen im Staatsarchiv Baselland verwahrt, um sie bestmöglich zu erhalten. Andererseits werden sämtliche Bilder systematisch retrodigitalisiert. Dieses Projekt wurde aus verschiedenen Gründen in den letzten Jahren sistiert und nun im Berichtsjahr wieder aufgenommen und weitergeführt.

Angegangen wurden auch die Herausforderungen bei der Lagerung der archäologischen Papierunterlagen. Diese sind bislang grösstenteils in Hängemäppchen und Ordnern untergebracht, was für eine langfristige Archivierung ungeeignet ist. Nun wurden neue, archivgerechte Mappen und Archivschachteln erworben. In diese können die Archivalien nun umgepackt werden, damit sie optimal für die Nachwelt erhalten bleiben.

Tabea Molliné

Die aktuelle Lagerung von Papierunterlagen in Hängeregistern ist nicht ideal, da die Dokumente an den seitlichen Rändern Schaden nehmen können (siehe Dokumente links). Eine zeitnahe Umbettung der Materialien in geeignete Archivschachteln ist deshalb in Planung.

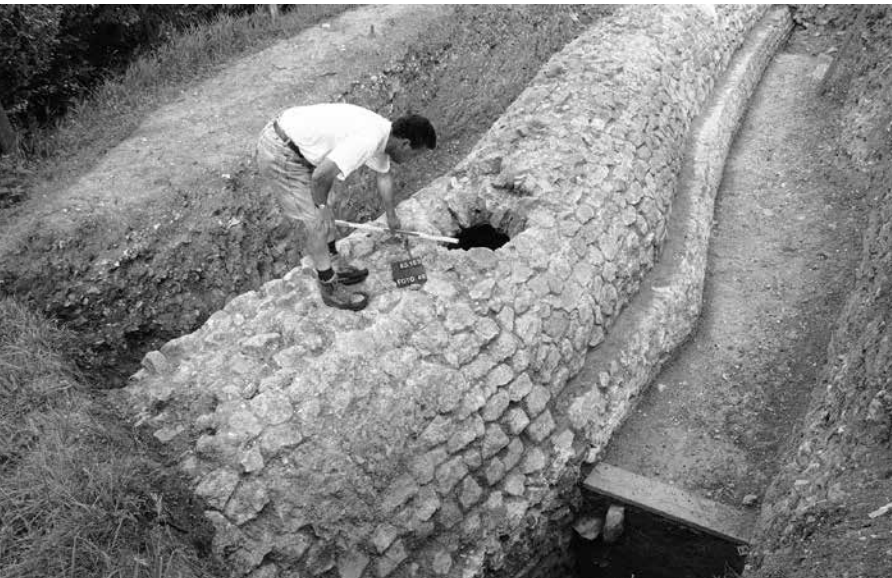
Aufarbeitung der Dokumentation zur römischen Wasserleitung

Alessandro Mastrovincenzo platziert Fototafel und Masstab auf dem 1993 freigelegten Gewölbe am Oberen Burgaldenweg in Liestal.

Die ältesten Schriftquellen zur römischen Wasserleitung von Lausen nach Augst, welche die antike Stadt mit Trinkwasser versorgte, stammen bereits aus der Renaissance. Ernsthafte Untersuchungen fanden jedoch erst ab Beginn des 20. Jahrhunderts statt, als die Archäologie noch in ihren Anfängen

steckte. Schweizweit einmalig ist an diesem Bauwerk, dass es über die Gesamtlänge von über sechs Kilometern in einer Vielzahl von Einzeluntersuchungen dokumentiert wurde, die etappenweise der Bautätigkeit in den Gemeinden folgten.

1997 legten Jürg Ewald, Martin Hartmann und Philippe Rentzel die bis dahin bekannten Abschnitte in der Monografie «Die Römische Wasserleitung von Liestal nach Augst» vor. Seitdem fanden gegen 30 neue Untersuchungen statt, die das Bild stetig ergänzten (s. Seite 48 ff.). Da sich Untersuchungsmöglichkeiten jeweils nur dann ergeben, wenn der Boden aufgrund von Bauprojekten geöffnet wird, ist es nicht selten, dass benachbarte Ausgrabungen der Wasserleitung zum Teil Jahrzehnte auseinander liegen. Es kann auch durchaus vorkommen, dass bereits bekannte Teilstücke neu vermessen werden, beispielweise wenn ein Haus unterkellert wird. Die so gewonnenen Erkenntnisse sind Puzzlestücke, die nach und nach das Bild vervollständigen.



Im vergangenen Jahr wurde mit der systematischen Aufarbeitung aller Akten zur römischen Wasserleitung begonnen. Die Arbeit beinhaltet die Sichtung aller Dokumente, beginnend mit dem südöstlichen Ende der Wasserleitung nahe des Ursprungs am Ausgang des Stausees bei Lausen (vgl. Jahresbericht 2018, 44 ff.), wobei besonderes Augenmerk auf die Vermessung gelegt wird. Durch Fortschritte in den Methoden erfolgt die Dokumentation von neuen Untersuchungen vollständig digital: Die Daten sind in 3D abgelegt und können so punktgenau abgegriffen werden.

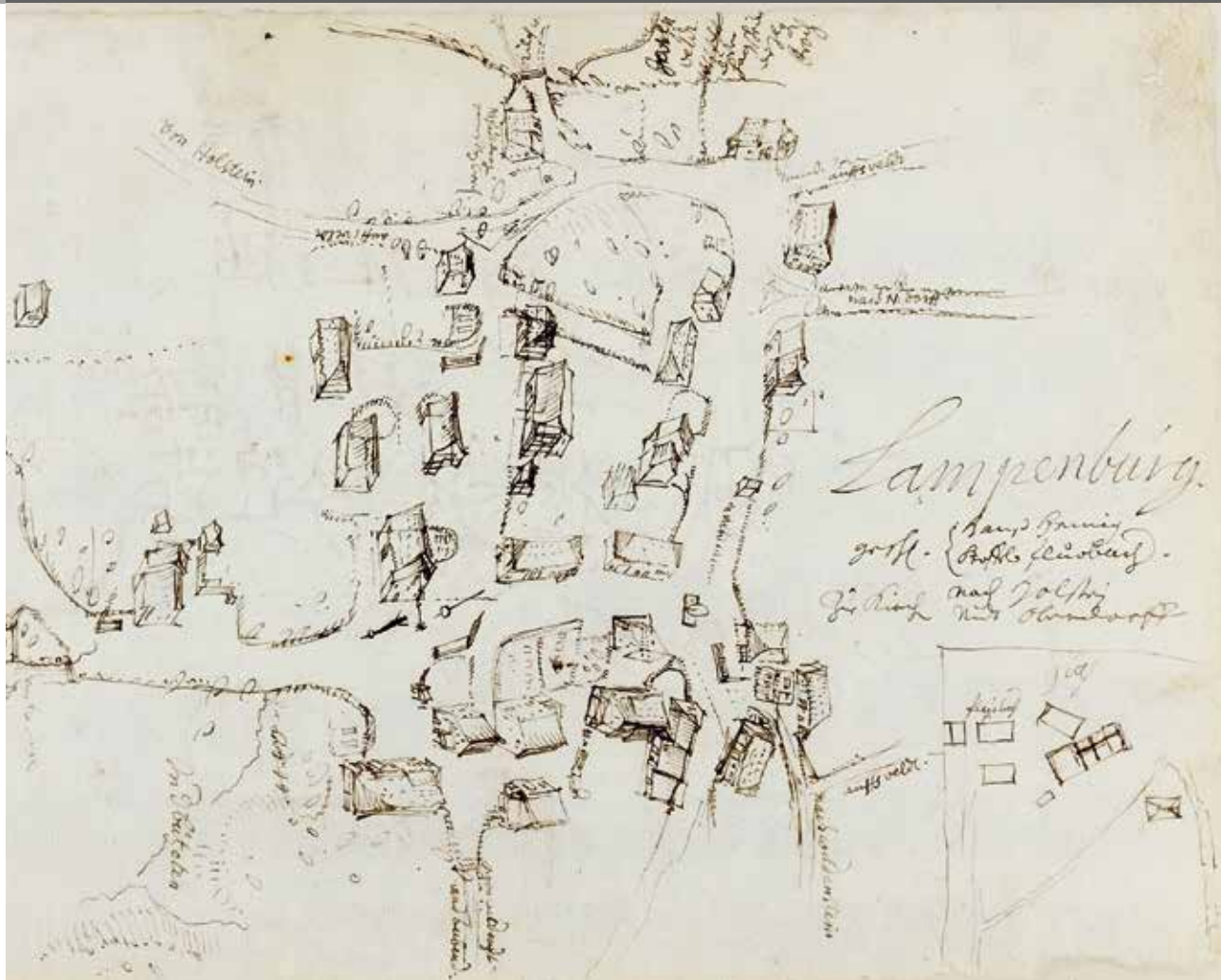
Bei älteren Grabungen hingegen finden sich wichtige Informationen in Handzeichnungen, Plänen, Aktennotizen und Tagebüchern. Ziel der Aufarbeitung ist unter anderem die Prüfung der Kohärenz der einzelnen Abschnitte mit ihren direkten Nachbarn. Etwaige Unstimmigkeiten oder Messfehler lassen sich so ermitteln und korrigieren. Im Weiteren soll auch der projizierte beziehungsweise vermutete Verlauf der Wasserleitung in bislang unerforschten Teilen optimiert und mit dem Geländemodell abgeglichen werden. Dadurch kann

auch die archäologische Schutzzone exakter definiert werden, und zukünftige Untersuchungen lassen sich so besser koordinieren.

Bericht: Laura Caspers

Teile der jüngst freigelegten Wasserleitung an der Heidenlochstrasse in Liestal





Georg Friedrich Meyers Zeichnung von Lampenberg. Rechts unten ist ein Ausschnitt nochmals als Grundriss dargestellt.

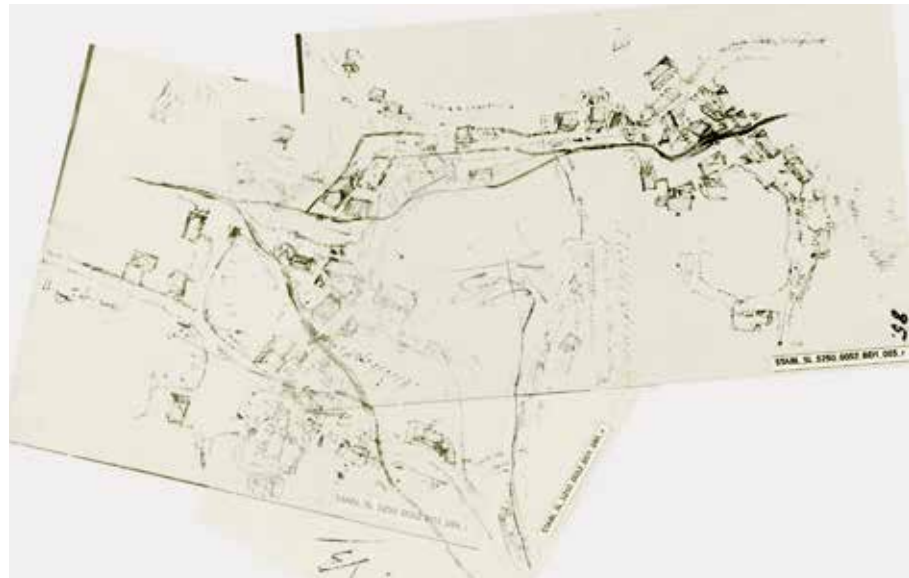
Georg Friedrich Meyers Feldskizzen: ein Quellenjuwel im täglichen Gebrauch

Die Stadt Basel vergab im Jahre 1678 den Auftrag an den Ingenieur und Landvermesser Georg Friedrich Meyer, «ueber unser gantzes Gebieth einen Grundriss zu verfertigen». In der Folge entstanden aus seiner Hand über 1240 Feldskizzen von der Basler Landschaft, teilweise Karten mit Grenzpunkten, teilweise Ansichten von Hügeln und Dörfern. Die Originale dieser Zeichnungen werden heute im Staatsarchiv Basel-Landschaft aufbewahrt und sind in digitaler Form für die Öffentlichkeit zugänglich.

Für die archäologische Bauforschung sind vor allem die Skizzen mit Dorfgrundrissen und mit dreidimensionalen Dorfansichten von Bedeutung. Dank Meyers genauer Vermessung und seinem Auge für Details hat er wertvolle Bildquellen geschaffen, die heute einen äusserst anschaulichen Eindruck vom Zustand der Baselbieter Dörfer Ende des 17. Jahrhunderts geben. Seine Dorfskizzen sind ange-reichert mit Informationen zu Gebäudenutzung, Dacheindeckung, Brunnenstandorten, Dorfetter, aber auch Fenster- oder Türanordnungen an Häusern und vielem mehr. Solch frühe, flächen-

deckende und genaue Darstellungen von ländlichen Siedlungen sind weitherum einzigartig. Die Laufentaler Gemeinden, die damals zum Gebiet des Basler Bischofs gehörten, wurden beispielsweise erst im 18. Jahrhundert vermessen und die Siedlungen dabei eher nebensächlich aufgenommen.

Zuerst müssen Meyers Zeichnungen von 1680 zueinander orientiert werden. Hier drei Skizzen von Eptingen.



In einem nächsten Schritt werden die Zeichnungen von 1680 mit dem heutigen Katasterplan überlagert.

Von jedem einzelnen Dorf im damaligen Untertanengebiet der Stadt Basel hat der Landvermesser bis zu sechs unterschiedliche Skizzen angefertigt, die verschiedene Ortsteile zeigen und sich teilweise auch überschneiden. Die hohe Informationsdichte machen Meyers Zeichnungen zur wichtigsten Quelle für die Bauforschung der

Archäologie Baselland. Sie werden vor jeder Bauuntersuchung konsultiert. Dank ihnen haben wir Anhaltspunkte, welche Gebäude bereits vor 1680 erbaut wurden und demnach bei einem Bauvorhaben archäologisch untersucht werden müssen.

Zur besseren Handhabung hat unsere Illustratorin Sarah Schäfer nun die einzelnen Ansichten zusammengesetzt und jeweils mit einem aktuellen Dorfplan überlagert. So lassen sich die Gebäude von der heutigen Adresse ausgehend viel schneller auf den historischen Zeichnungen wiederfinden. Schon bei der Überlagerung der ersten Zeichnungen ist dabei sehr deutlich geworden, dass es sich bei Meyers Zeichnungen um Skizzen handelt, auf denen zwar Masse angegeben sind, die aber selber keinem Massstab folgen. Es braucht also ein geübtes Auge, damit die Feldaufnahmen nach dem Skalieren und Drehen untereinander und mit dem aktuellen Dorfplan möglichst optimal übereinstimmen. Die Pläne werden dabei alle auf einem separaten Layer abgelegt, die im fertigen PDF nach Bedarf ein- und ausgeschaltet werden können.



Die Aufbereitung der Dorfkataster von Georg Friedrich Meyer macht die Identifikation der einzelnen Gebäude sicherer und erspart bereits jetzt viel Zeit im Arbeitsalltag des Bauforschungsteams. Sie ist zudem der erste Schritt in Richtung einer noch vertiefteren Auseinandersetzung mit der Frage, wie viel des Baubestands aus dem Jahre 1680 in unseren heutigen Dörfern noch vorhanden ist. Auf Grundlage der aufbereiteten Pläne lässt sich weiterführend ein Abgleich zwischen dem meyerzeitlichen und dem heutigen Baubestand vornehmen, wie er seit 2019 durch die Gemeinden, die kantonale Denkmalpflege und der Archäologie Baselland bereits in sieben Ortschaften im Kanton erarbeitet wurde.

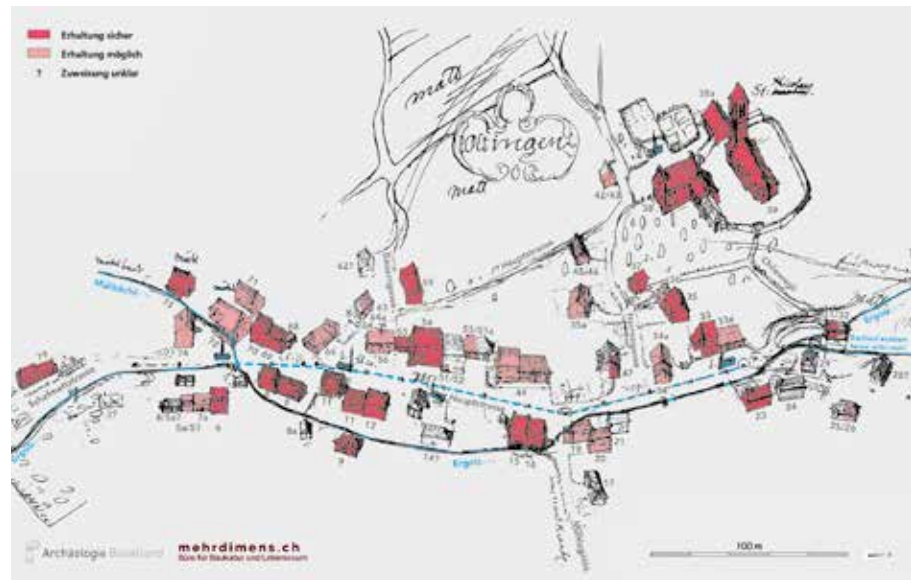
Die bisherigen Ergebnisse sind vielversprechend. Bei den Abgleichen in Langenbruck, Maisprach, Muttenz, Oltingen, Rothenfluh, Rünenberg und Wintersingen wurde klar, dass in 65 bis 90% aller von Meyer aufgenommenen Gebäude bis heute möglicherweise oder sicher Substanz aus der Zeit von 1680 vorhanden ist. Es gibt also noch viel zu

tun bei der Aufbereitung und beim Abgleich dieser wichtigen Arbeitsgrundlage, denn unsere Siedlungen sind voll von Bausubstanz, die über 350 Jahre alt ist!

Bericht: Nora Näf

Umsetzung: Sarah Schäfer

Meyers Dorfplan von Oltingen mit heutigem Baubestand. In den eingefärbten Häusern gibt es möglicherweise oder sicher noch Bausubstanz von 1680.





Auswertung und Vermittlung

«Die Kantonsarchäologie vermittelt Erkenntnisse zur regionalen Geschichte und Baukultur, vorzugsweise an originalen Standorten.» So lautet unser Auftrag gemäss Kulturförderungsgesetz des Kantons. Diesem Anspruch sind wir auch 2025 auf vielfältige Weise nachgekommen: Wir hielten Vorträge für die breite Öffentlichkeit wie auch an Fachtagungen, produzierten drei neue Flyer, führten Exkursionen für interessierte Laien sowie Berufskolleginnen und -kollegen durch, gingen in die Schulen und öffneten die Abschränkungen bei der Ruine Neu Schauenburg für einen Tag der offenen Baustelle (s. Seite 148 ff.). Ausserdem lieferten wir Leihgaben für Ausstellungen in Zug, Ormalingen (s. Seite 168 ff.), Sissach und ans Historische Museum Basel (s. Seite 164 ff. und 172 ff.).

Einen besonderen Auftritt hatten wir an den Europäischen Tagen des Denkmals, die jeweils von der kantonalen Denkmalpflege organisiert werden. In Langenbruck präsentierten wir eine Pop-up-Ausstellung zur langen Geschichte des Ortes und erläuterten dem Publikum auf einer kleinen Wanderung die archäologischen Nachweise des seit mindestens 4200 Jahren genutzten Passübergangs über den oberen Hauenstein (vgl. Jahresbericht 2019, S. 62 ff.).

In der Summe führten wir 67 Veranstaltungen (2024: 52) durch und durften rund 1600 Personen dabei begrüssen (2024: 1360). Einen neuen Rekord verzeichnete wiederum unsere Webseite: Fast 41 000 Personen informierten sich über unsere Arbeit (2024: 35 500). Damit kletterte der Wert erstmals über 100 pro Tag, genauer 112. Allein die Pressemitteilung zu den beiden Goldmünzen von Arisdorf (s. Seite 110 ff.) wurde über Weihnachten innert 14 Tagen über 1000 Mal aufgerufen.

Andreas Fischer

Unter den wachsamen Augen der fiktiven Person «Hermann von W.» eröffnete Regierungsrat Isaak Reber die Europäischen Tage des Denkmals in Langenbruck. Die eigens für diesen Anlass erstellte Pop-up-Ausstellung zur Dorfgeschichte inklusive einer Hörstation erfreute sich grosser Beliebtheit.

«Schatzfunde – versteckt, verschollen, entdeckt» im Historischen Museum Basel

**Blick in die Sonderausstellung «Schatzfunde».
Im Vordergrund das
Kegelhalsgefäss aus
dem Scherbentepich
von Reinach.**

Wer hat nicht schon davon geträumt, einen Schatz zu finden? Für Archäologinnen und Archäologen sind derartige Entdeckungen zwar nicht alltäglich, aber ab und zu haben wir doch das Glück, einen solchen auszugraben. Die 25 spektakulärsten Schatzfunde der Region konnten von Oktober

2025 bis Juni 2026 im Historischen Museum Basel in der Sonderausstellung «Schatzfunde – versteckt, verschollen, entdeckt» bewundert werden. Darunter waren so berühmte wie der Silberschatz von Kaiseraugst oder der keltische Goldschmuck von St-Louis. Zeitlich reichten die gezeigten Objekte von der Bronzezeit bis in die Gegenwart.

Als Zeugen vergangener Zeiten erzählen Schätze von Reichtum und religiösen Praktiken – aber auch von Krieg, Verfolgung und persönlichen Schicksalen, die eng mit der Geschichte des Dreiländerecks verwoben sind. Erzählt wurden auch die erstaunlichen Auffindungsgeschichten: Manche Funde kamen zufällig zum Vorschein, andere wurden durch akribische archäologische Arbeit ans Licht gebracht.

Ein Höhepunkt war der römische Silberschatz von Kaiseraugst, einer der grössten Europas. Die Ausstellung präsentierte alle 270 Objekte und damit fast 60 Kilogramm Silber. Ein Bagger riss den Schatz im Dezember 1961 aus dem Boden – unerkannt. Bedeckt durch Schnee und Matsch blie-



ben die Silbergegenstände liegen. Die Fundstücke wurden von Anwohnerinnen und Passanten entdeckt und landeten in Kellern und sogar auf Abfallhaufen. Durch kriminologischen Spürsinn gelang es den Archäologen Monate später, den Grossteil der Objekte ausfindig zu machen.

Zu sehen waren auch zahlreiche Schätze aus den Beständen der Archäologie Baselland, die Kooperationspartnerin der Ausstellung war. So zum Beispiel der Delfin von Munzach (s. Seite 172 ff.) oder die im Wald versteckten und vom Späher Wolfgang Niederberger wiederentdeckten Glocken aus der Kapelle der Burg Angenstein (vgl. Jahresbericht 2010, S. 66 f.). Auch der Keltenschatz von Füllinsdorf durfte natürlich nicht fehlen (vgl. Jahresbericht 2023, S. 178 ff.), wie auch weitere spätrömische Münzschatze aus Muttenz.

Zu den eher kurioseren Ausstellungsobjekten zählt das Falschgeld aus Läuferfingen, das gespalten und damit im staatlichen Auftrag entwertet wurde. Zum Vorschein gekommen sind die 170 Jahre alten Zehn- und Zwanzig-Räppler beim Aushub

einer Baustelle. Wie und warum sie in den Boden gelangten, bleibt allerdings ein Rätsel (vgl. Jahresbericht 2019, S. 114 ff.).

Rätselhaft ist auch die römische Statuettengruppe, die 1788 beim Abbau von Kies in der Flur Areisli

Ein Highlight der Schau war der vollständig gezeigte Silberschatz von Kaiseraugst, der Jung und Alt begeisterte.



Die Archäologie Basel-land lieferte über 600 Leihgaben ans Historische Museum Basel, darunter zwei Glocken von Angenstein.

oberhalb des Städtchens Waldenburg entdeckt wurde. Wurden die Abbilder von Minerva und Merkur hier bewusst versteckt, oder sind sie Überbleibsel eines bislang unbekanntes Tempels an der Passstrasse über den Hauenstein? Auch diese Frage muss vorderhand offenbleiben.

Thematisiert wurde in der Ausstellung auch der Umgang mit Sondengängern. Unter dem Stichwort «Wem gehört der Schatz?» machte die Ausstellung auf die gesetzliche Meldepflicht für alle archäologischen Funde aufmerksam und wies darauf hin, dass es für die (Schatz-)Suche mit einem



Metall-detektor strenge Regeln und eine Bewilligungspflicht gibt.

Gleichzeitig wurde aber auch betont, wie wichtig der Beitrag der Ehrenamtlichen bei der Erforschung der Vergangenheit ist. Illustriert wurde dies mit Funden aus der Umgebung der Ruine Farnsburg, die auf die Belagerung von 1444 hinweisen könnten (vgl. Jahresbericht 2022, S. 102 ff.). Der in der gleichen Vitrine gezeigte Schrott derselben Suchgänge veranschaulichte, dass nicht immer etwas Wertvolles im Boden liegt, wenn der Detektor piepst.

Ab März 2026 konnte die Ausstellung noch spontan mit zwei aktuellen Neufunden ergänzt werden: Mit den Gold- und Silbermünzen von Arisdorf, Bärenfels (s. Seite 110 ff.) sowie den Bronzefunden von Burg im Leimental (s. Seite 102 ff.). Wer die Ausstellung verpasst hat, kann sich in der gleichnamigen Begleitpublikation über die reiche Schatzgeschichte der Region informieren – eine Geschichte, die in den kommenden Jahren sicher

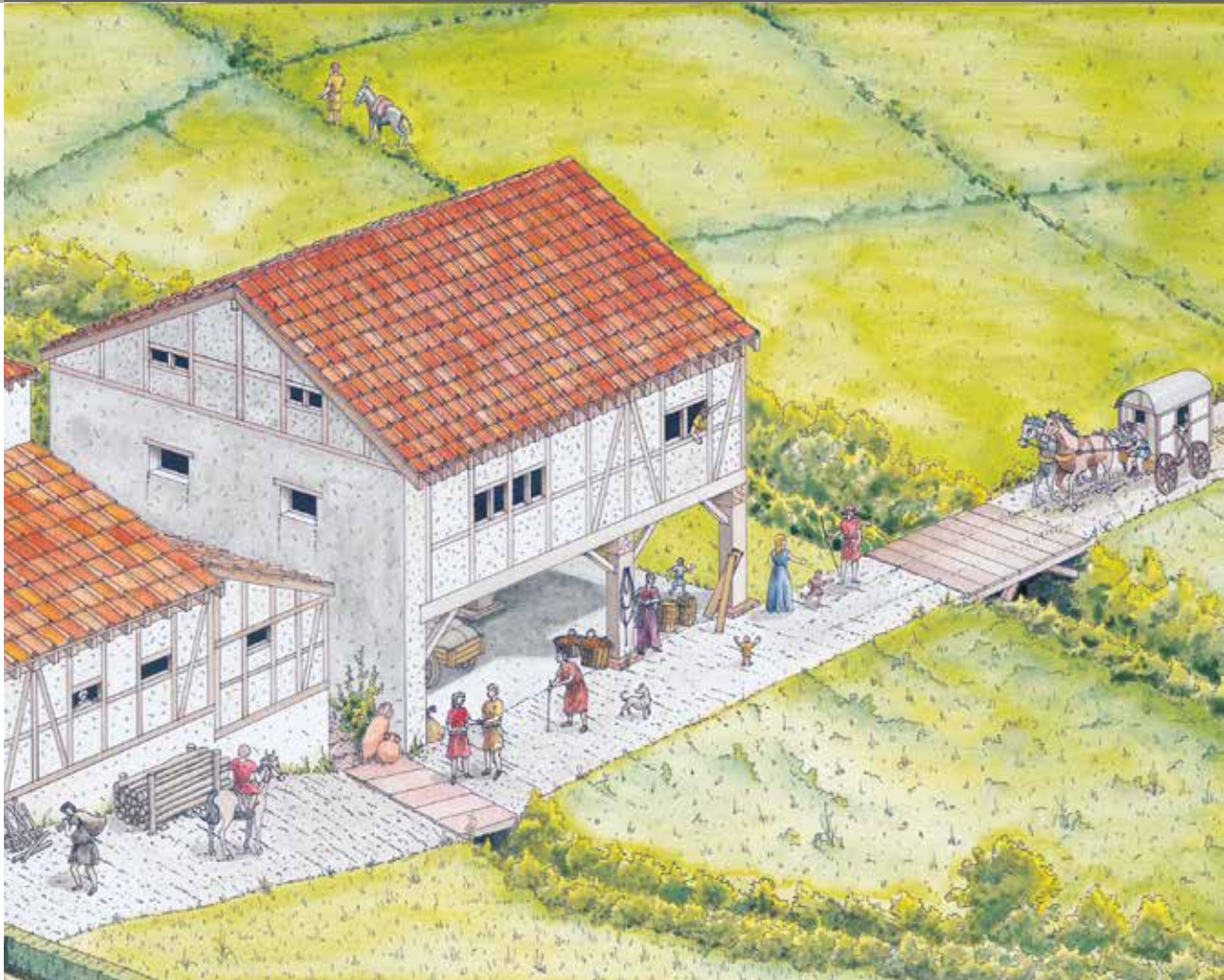
noch um weitere Kapitel ergänzt werden wird. Wir werden Sie auf dem Laufenden halten.

Bericht: Andreas Fischer, mit herzlichem Dank an Pia Kamber und alle weiteren Beteiligten

Ab April 2026 zeigte eine zusätzliche Vitrine im Schiff der Barfüßerkirche neu entdeckte Schätze aus dem Baselbiet.



Das detailreiche Lebensbild vermittelt anschaulich, wie das Leben in einem römischen Gutshof gewesen sein könnte (Markus Schaub).



Ausstellung und Broschüre zum römischen Gutshof von Ormalingen

Der römische Gutshof in der Flur Buchs/Wolhusen in Ormalingen ist seit mehr als hundert Jahren Ziel von Ausgrabungen und Untersuchungen. Schon in den Jahren 1906–1908 legte der Pfarrer Fritz La Roche den Grundriss des Herrenhauses frei. Bereits damals deuteten Funde von Marmorplatten und bemaltem Wandverputz die einstmals luxuriöse Ausstattung der *villa rustica* an.

Spektakulär war die Ausgrabung der angrenzenden Badeanlage im Jahr 2017 (vgl. Jahresbericht 2017, S. 46 ff.). Sie zeigte einerseits, dass man damals auch fernab der grossen Koloniestadt Augusta Raurica Hygiene und Wellness nicht missen wollte. Andererseits bezeugte das Fragment eines vielfarbigen Marmorplättchen von der griechischen Insel Skyros den erlesenen Geschmack und die grossen finanziellen Möglichkeiten der damaligen Besitzer. Eine weitere Untersuchung 2023 konnte schliesslich die Mauern der Nordwestecke des Herrenhauses erneut aufdecken (vgl. Jahresbericht 2023, S. 46 ff.). Damit war es möglich, die Befunde aller Ausgrabungen in einem Gesamtplan der Anlage zusammenzuführen.

Häufiger Gast auf den Ausgrabungen war der in Ormalingen wohnhafte und gebürtige Markus Schaub. Der langjährige und nun pensionierte Mitarbeiter der Römerstadt Augusta Raurica interessiert sich seit seiner Jugend für Archäologie und Geschichte. Wohl jeder, der sich in der Schule oder privat mit der Römerzeit befasst hat, kennt

Eingebettet in der Landschaft – die Gesamtrekonstruktion des römischen Gutshofs von Ormalingen (Markus Schaub).

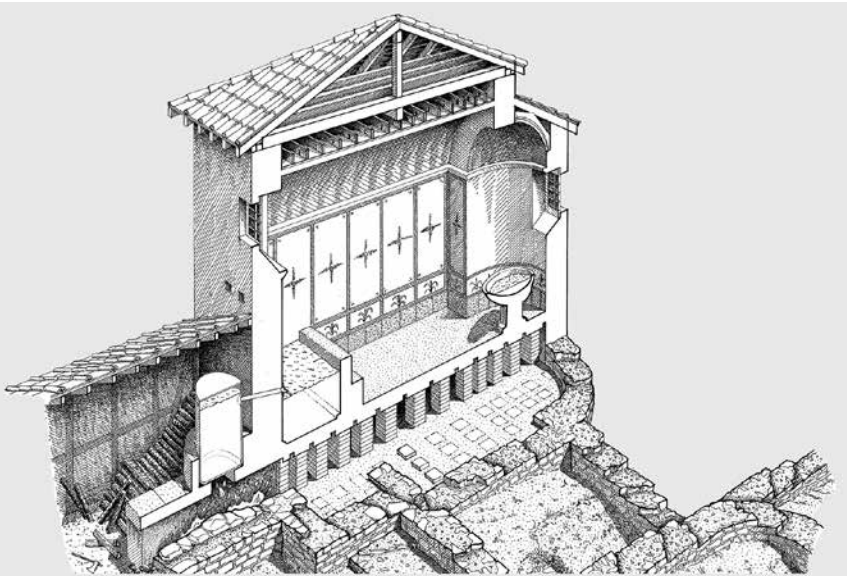


Der Schnitt durch das Badegebäude zeigt die luxuriöse Innenausstattung und erklärt gleichzeitig die Funktionsweise der Heizung (Markus Schaub).

seine detailreichen Rekonstruktionszeichnungen von Gebäuden oder ganzen Gutshöfen. Berühmt ist seine Serie zur Stadtentwicklung von Augusta Raurica von der vorrömischen Zeit bis zur Errichtung des spätantiken Kastells. Wichtig war und ist dem Illustrator, dass alles so exakt wie möglich die aktuellen Forschungsergebnisse widerspiegelt. Er

ist sich aber immer im Klaren, dass seine Zeichnungen nur eine Annäherung an die damalige Wirklichkeit sind und dass jede Ausgrabung neue Erkenntnisse bringen kann. So korrigierte und ergänzte er seine Lebensbilder immer wieder.

In den vergangenen Jahren wurde Markus Schaub wiederholt auf den römischen Gutshof angesprochen. Das veranlasste ihn nicht nur, eine kleine Ausstellung im Ortsmuseum Ormalingen zu konzipieren, sondern auch die gesamte Anlage zu rekonstruieren. Entstanden sind dabei einerseits Gesamtansichten aus verschiedenen Blickwinkeln, die dem Publikum das Leben in einer *villa rustica* äusserst anschaulich vermitteln. Andererseits erarbeitete Markus Schaub zahlreiche Detailstudien, Aufsichten und Schnitte der Gebäude und deren Innenbebauung, bei denen er sein ausserordentliches Wissen über römische Architektur eindrücklich unter Beweis stellt. Nicht fehlen durfte auch eine Zeitreise, die die Geschichte des Ortes in fünf Bildern zusammenfasst. Dabei wurden auch die frühmittelalterlichen Gräber berücksichtigt, die im frühen 7. Jahrhundert nach Christus nur



wenige Meter neben den Ruinen des römischen Gutshofes eingetieft wurden.

All diese wunderbaren Illustrationen ergaben mit den Originalobjekten aus der Römerzeit und dem Frühmittelalter eine faszinierende Ausstellung. Die Vernissage am 13. Juni 2025 war sehr gut besucht, und in den folgenden Monaten nutzten insbesondere Gruppen und Schulklassen das Angebot für Führungen und didaktische Veranstaltungen. Dank einer parallel von Markus Schaub erstellten 40-seitigen Broschüre kann man sich zudem in den aktuellen Forschungsstand vertiefen.

Gleichzeitig vermittelt die Publikation das erarbeitete Wissen sowie die Bilder an alle, die die Schau verpasst haben. Die Archäologie Baselland war sehr gerne bereit, das Projekt mit Plänen, Leihgaben, Fotografien und Fachwissen zu unterstützen. Erfreut durften wir zudem nach dem Ende der Ausstellung die gedruckten Bilder zu Händen unseres Archivs entgegennehmen.



Einmal mehr zeigte sich, wie fruchtbar die Zusammenarbeit zwischen der kantonalen Fachstelle und engagierten Leuten vor Ort sein kann.

Bericht: Andreas Fischer, mit herzlichem Dank an Markus Schaub und alle weiteren Beteiligten der Ortssammlung Ormalingen

Die 3D-Scans der Ausgrabung dienten als Vorlage für die Erstellung der Zeichnungen. Hier das Badegebäude.



Der «Delfin von Munzach» erhält Begleitung

Die nach der Auffindung rekonstruierte Fundlage des Delfins in der Ecke eines «Hinterzimmers» des römischen Gutshofs.

Der berühmte «Delfin von Munzach» gehört zu den wertvollsten archäologischen Objekten des Kantons. Sein Auftritt in der Ausstellung «Schatzfunde» in Basel gab Anlass, die Geschichte seiner Überlieferung und seiner ursprünglichen Inszenierung neu zu überdenken (vgl. Seite 164 ff.).

Die bronzene Brunnenfigur wurde erst 1974 entdeckt, ein Vierteljahrhundert nach den aufsehen-erregenden Ausgrabungen von Theodor Strübin im Herrenhaus des römischen Gutshofs *Montiacum*. Die Verlegung der Bienentalstrasse ermöglichte damals die archäologische Untersuchung der letzten noch im Boden verbliebenen Gebäudereste der *pars urbana*.

Dort, am Zugang zum Ostflügel des prächtigen Hofguts, befand sich ein langgezogener Raum, vielleicht eine Art Empfangszimmer. Noch heute führen an dieser Stelle ein paar Buntsandsteinstufen zum weitläufigen, mosaikgeschmückten Säulengang hoch. Zu einem späteren Zeitpunkt hat man den Vorraum im Süden um einen Anbau erweitert. Als die Ausgräber diesen Annex freilegten, stiessen sie mit einem der letzten Pickelschläge auf Metall: In einer Gebäudeecke, geschützt durch zwei Ziegelplatten, lehnte ein Wasserspeier in Form eines bronzenen «Delfins». Der «Schmiss», den ihm die Spitzhacke über dem rechten Auge verpasst hatte, ist bis heute geblieben.



Die Brunnenfigur, die selbst keine Spuren von Hitzeeinwirkung zeigt, wurde offensichtlich nach einer Brandkatastrophe zusammen mit anderen Metallfunden dort deponiert; wohl um sie später dem Recycling zuzuführen. Doch das Gebäude wurde nicht wieder aufgebaut und der Delfin geriet in Vergessenheit. Stilistisch datiert die kostbare Figur, ein Meisterwerk römischer Bronze-giesserkunst, ins 2. Jahrhundert nach Christus. Das für die Geschichte des Gutshof einschneidende Brandereignis dürfte mit den kriegerischen Ereignissen um das Gallische Sonderreich (260–274) in Zusammenhang stehen, die auch dafür sorgten, dass die römische Koloniestadt Augusta Raurica nie mehr zu alter Blüte zurückfand.

Die komplexe, 7,85 Kilogramm schwere Hohlfigur verlangte einen Guss in verlorener Form – ein anspruchsvolles Verfahren, das schnell schiefgehen kann, wenn man die Prozesse nicht einwandfrei beherrscht. Der Münzacher Speier ist jedoch nahezu perfekt. Nur an drei kleinen

Stellen waren Nacharbeiten nötig, weil Blasenbildungen hier wohl die Oberfläche beeinträchtigt hatten.

Auch wenn Meerwesen dieser Art in der Kunstgeschichte gemeinhin als ‚Delfine‘ bezeichnet

Die bronzene Brunnenfigur im heutigen, konservierten Zustand (Tom Schneider).



Details der Figur mit asymmetrischer Vorderansicht, geringeltem Körper und flachgehämmertem Kamm auf dem Kopf.

werden, ist offensichtlich, dass es sich dabei nicht um eine naturalistische Darstellung handelt: Der Kopf des Munzacher Tieres ist völlig überdimensioniert, die Augen fast menschlich, von einem blütenartigen Blattkranz umgeben. Im schnabelförmigen Mund steckt eine offene Austernschale,

aus der früher das Wasser sprudelte. Der Kopf mit seitlichen «Brustflossen» geht unmittelbar in einen schlanken, spiralförmig gewundenen Körper über, der in einer einseitig leicht lädierten Schwanzflosse endet. Über dem Kopf, in der Körpermitte und kurz vor dem Schwanz ist das Rückgrat gezackt. Eine Besonderheit des Munzacher «Delfins» sind die Schuppen, die in präziser Punzarbeit über den ganzen Körper ziseliert worden sind. Feine, nach dem Guss angebrachte Punzlinien zieren auch die Oberseite des Mundes. Die Proportionen der 49,5 Zentimeter hohen Figur verraten, dass der Gestaltung konkrete Massvorstellungen zugrunde lagen: Die Gesamtlänge von der Schwanzflosse bis zur Schnabelspitze misst exakt eineinhalb römische Fuss.

Der «Delfin» sitzt kopfüber auf einem Rohrstutzen mit einem Durchmesser von 7,4 Zentimeter, also dem Viertel eines römischen Fusses. Über diesen «Norm-Anschluss» war er mit einer Druckwasserleitung verbunden, die den Brunnen versorgte. Zumindest das Endstück der Zuleitung war ebenfalls aus Metall, wie Reste von Blei- oder Zinnlot am unteren Ende des Stutzens verraten. Die Brun-



nenfigur zierte wohl einen Laufbrunnen im Garten des Gutshofs, den man sich ähnlich aufwändig gestaltet vorstellen darf wie eine barocke Anlage.

Bei genauer Betrachtung zeigt sich, dass der Kopf des Meerwesens seitlich verschoben über dem Anschlussrohr sitzt, um Platz zu schaffen für einen Zapfen. Von oben gesehen ist erkennbar, dass dieser das Auflager für einen heute verlorenen Stab von etwa 2,5 Zentimeter Durchmesser bildete, den das Tier leicht schräg nach oben umwand.

Delfinartige Meerwesen waren beliebte Begleiter antiker Götterdarstellungen. Bei plastischen Werken kommt ihnen zuweilen auch eine stützende Funktion zu – etwa beim Motiv der «sandalenlösenden Venus». Auf einem Bein stehend stützt sich die Göttin auf einem Steuerruder ab, um das sich ein «Delfin» schlängelt. Für ein derart wuchtiges Element wie ein Ruder ist der Körper des Münzacher Wesens indes zu eng gewunden. Viel besser passt hier der Schaft eines Dreizacks, das Attribut Neptuns. Der bärtige Gott der Flüsse, Seen und Meere ist sehr oft mit allerlei Wassertieren

dargestellt, die ihn umgeben und die er als Boten einsetzt oder – als pferdeköpfige Mischwesen – sein Gefährt ziehen lässt. Mal fixiert er sie mit dem Dreizack, mal stellt er einen Fuss auf sie: beides Zeichen der Unterwerfung dieser unheimlichen Meeresbewohner.

Neptun, mit dem Fuss einen Delfin fixierend, auf einem Denar des römischen Kaisers Hadrian.



**Römische Neptun-
Statuette nach griechi-
schem Vorbild. Der linke
Fuss steht auf einem
Schiff, in der rechten
Hand zappelt ein Delfin.**

Antike Darstellungen von «Delfinen» gibt es in grosser Zahl. Oft sind sie paarweise, symmetrisch zur Achse angeordnet – ein Motiv, das sich noch an unzähligen Brunnen der Barockzeit wiederfindet. Auch verschlungene Paare mit Dreizack sind belegt. Versuche mit einem dreidimensionalen

Modell haben aber gezeigt, dass dies im Fall der Munzacher Figur nicht möglich ist. Ein zweiter, mehr oder weniger spiegelbildlicher «Delfin», der zudem eigentlich mit dem ersten eng verschlungen sein müsste, hat hier keinen Platz. Die Lücke zwischen den beiden wäre zu gross.

Also nur ein einzelnes Meerwesen mit Dreizack? Bislang ist man davon ausgegangen. Drei Beobachtungen machen jedoch stutzig: Die Windungen des Körpers sind nicht symmetrisch und rechnen mit «Etwas», das sich rechts des Wesens befand. Just an dieser Seite ist auch die Schwanzflosse am oberen Ende beschädigt, was auf eine Verbindung hinweisen könnte, die später gewaltsam abgetrennt wurde. Und schliesslich gibt es eine merkwürdig «bearbeitete» Stelle am Kopf: Die mittleren drei Zacken am Scheitel sind nach dem Guss regelrecht breitgeklopft worden, gefolgt von einem kleinen Ausbruch. Dass dies erst beim Entfernen der Brunnenfigur geschah, ist eher unwahrscheinlich. Was hätten Schläge exakt von oben und ausschliesslich auf einen Punkt des Kopfes bewirken



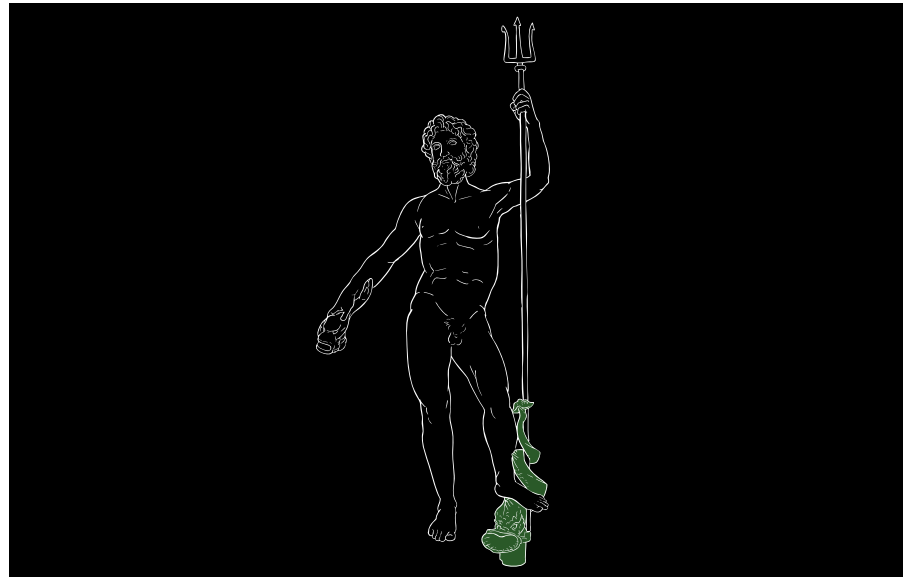
sollen? Auch die Vorstellung, dass man ein derart kostbares Objekt mit wuchtigen Hammer-schlägen auf einem Sockel montiert, ist abwegig. Wahrscheinlicher ist, dass diese Partie bewusst verbreitert wurde, um eine weitere Kontaktstelle zur danebenstehenden Figur zu schaffen. Ruhte in Analogie zu anderen Darstellungen der Fuss eines Neptuns auf dem Tier? Dass man die beiden Figuren separat goss und erst vor Ort zusammenfügte, ist wegen des komplizierten Gussverfahrens sehr wahrscheinlich.

Der «Delfin von Munzach» könnte also durchaus zu einem monumentaleren Ensemble gehört haben. Im Verhältnis zu seinen Massen hätte man sich eine zugehörige Neptunstatue lebensgross vorzustellen. Anders ausgedrückt: Die einen halben Meter hohe Brunnenfigur war vielleicht nur der kleinere Teil eines prächtigen Kunstwerks! Wobei die Grösse den Gott des Meeres dem Untergang geweiht haben dürfte. Er war schlicht zu unübersehbar, um in einer Gebäudeecke versteckt, von Metallsuchenden unbemerkt die Jahrhunderte

zu überdauern. Das ehemals zu seinen Füssen gelegene kleine Meerwesen hingegen hat die heikle Situation fast unbeschadet überstanden und ist heute wieder ein begehrtes Vorzeigstück.

Bericht: Reto Marti

So könnte der «Delfin von Munzach» unter dem linken Fuss Neptuns gestanden haben (Joe Rohrer).



Ausgeprägtes Misstrauen? – Ein anderer Blick auf den Münzhort von Bubendorf

Bubendorf, Weid. Der Münzhort während der Freilegung 2021.

Jackpot – unter diesem Schlagwort ging der 2021 entdeckte Hortfund von Bubendorf durch die Presse (Jahresbericht 2021, S. 40 ff. und S. 110 ff.; Jahresbericht 2022, S. 174 ff.). Er umfasst 1290 in einem Keramiktopf versteckte Bronzemünzen. Unter der Leitung des ›Inventars der Fundmünzen der

Schweiz› (IFS) wurde das Ensemble im Frühjahr 2023 dokumentiert und mit der Unterstützung von Freiwilligen sowie Studierenden verschiedener Universitäten katalogisiert. Auf der Basis dieser Daten entstand an der Universität Bern eine Masterarbeit, deren Ergebnisse hier kurz zusammengefasst sind.

Am grundsätzlichen Bild hat sich seit der Erstpublikation nichts geändert: Die Bronzemünzen datieren in die Jahre 317/318 bis 335 nach Christus und fallen somit in die Regierungszeit von Constantin I. (306–337). Prägungen aus Lugdunum (Lyon) sind auffallend häufig vertreten. Fanden die Münzen ihren Weg über die Burgundische Pforte oder über die heutige Westschweiz in die Region? Nahezu alle Münzen weisen zudem einen ausgezeichneten Erhaltungszustand auf und wurden vor ihrer Verbergung vermutlich innert kurzer Zeit zusammengetragen. Doch weshalb wurden die Münzen anschliessend verborgen?



Die constantinische Zeit wird für das Gebiet der heutigen Schweiz traditionell als Phase relativer Ruhe und Stabilität betrachtet. Aus numismatischer Perspektive war die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Christus hingegen weder ruhig noch stabil und von zahlreichen Münzreformen geprägt. Unmittelbar vor der letzten Reform in der Regierungszeit von Constantin I. im Jahr 335/336 bricht die Belegreihe der Münzen im Hort ab.

Infolge der Reformen kam es zu einer fortschreitenden Entwertung der Bronzemünzen; sie wurden zunehmend kleiner und leichter, während ihr Silbergehalt ebenfalls abnahm. 335/336 kam die bis dahin leichteste Münze der gesamten Kaiserzeit in Umlauf. Sie unterschied sich auch optisch von ihren Vorgängern. Zwischen den beiden abgebildeten Soldaten befand sich nun nur noch eine Standarte, während es zuvor zwei gewesen waren.

Die Senkung des Silbergehalts war zwar für die Menschen nicht immer nachvollziehbar, die Gewichtshalbierung in weniger als zwei Jahrzehnten musste jedoch auch den Zeitgenossen aufgefallen sein. Daher überrascht es nicht, dass Münzen mit einer Standarte in Hortfunden der nordwestlichen

Das Team des IFS, gemeinsam mit Freiwilligen und Studierenden bei der Katalogisierung des Hortes im Sommer 2023 (Bild: IFS).

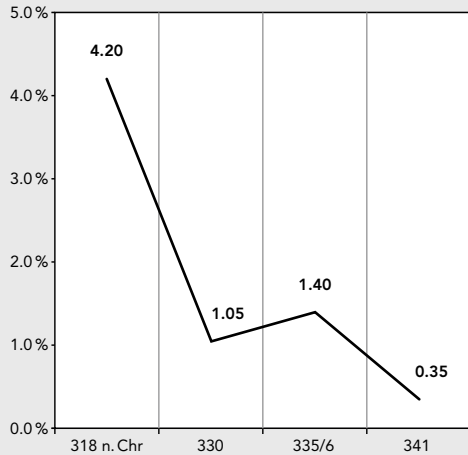


Die Bronzemünzen wurden zwischen 318 und 341 nach Christus stetig entwertet.

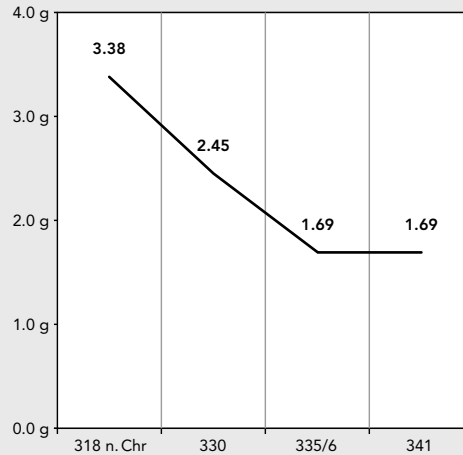
Provinzen häufig unterrepräsentiert sind, was darauf hindeutet, dass die Menschen bewusst die hochwertigeren Münzen zurücklegten. Es ist durchaus denkbar, dass jede neue Münzreform das Misstrauen gegenüber der Währung steigerte und jeweils als Versuch gedeutet wurde, die Geldstücke in ihrem Wert weiter zu verringern.

In verschiedenen anderen Regionen des Römischen Reiches sind ebenfalls Horte belegt, deren Münzreihen um 335/336 nach Christus abbrechen. Die weite geographische Streuung dieser Depots legt eine gemeinsame Ursache für ihre Verbergung nahe, insbesondere einen Zusammenhang mit der genannten Münzreform von 335/336.

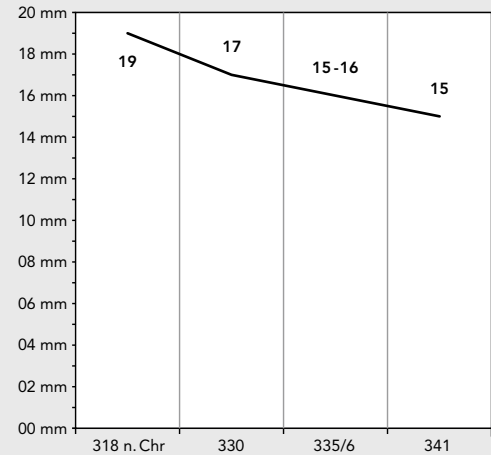
Silbergehalt



Gewicht



Durchmesser



Mit den Reformen wurde jeweils auch der Prägeausstoss erhöht. Immer mehr offizielle Münzen wurden produziert und in Umlauf gebracht, was sich auch im Hort von Bubendorf widerspiegelt. Diese Massnahme reichte offenbar nicht aus. Denn ab den 330er Jahren kamen im Gebiet der heutigen Schweiz immer mehr Münzimitationen in Umlauf, die vermutlich den täglichen Kleingeldbedarf decken sollten. Die Imitationen traten in grosser Zahl auf und wurden in lokalen Werkstätten hergestellt. Im Hort von Bubendorf findet sich allerdings nur eine einzige Imitation.

Möglicherweise wurde der Hort von Bubendorf als Reaktion auf die Entwertung der Bronzemünzen während der constantinischen Regierungszeit mit der Erwartung verborgen, die Münzen zu einem späteren Zeitpunkt erneut zu verwenden. Die Monetarisierung schritt wohl auf lokaler Ebene immer stärker voran, und es scheint in der Region zu einem wirtschaftlichen Aufschwung gekommen zu sein. Erst rund 15 Jahre später brachen mit der Usurpation des Magnentius wieder unruhigere Zeiten an, und das Gebiet der heutigen Schweiz wurde zum

Schauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen. Ob darin auch der Grund liegt, dass der Hort nicht mehr geborgen wurde, bleibt unklar.

Bericht: Leonard Kiener, Universität Bern

Die einzige Imitation im Hort von Bubendorf (links) und eine offizielle Münze desselben Typs aus Lugdunum (rechts). M 2:1.



Inv. 16.117.846



Inv. 16.117.856

Leihgaben

Die Glasurne aus einem römischen Grab von Reinach, Mausacker bereicherte die Ausstellung «Faszination Glas» im Museum für Urgeschichte(n) Zug.

- Museum für Urgeschichte(n) Zug: Sonderausstellung «Faszination Glas»; Glasurne sowie weitere Beigaben eines römischen Grabes aus Reinach, Mausacker, Sturzbecher aus der frühmittelalterlichen Siedlung Reinach, zwei Glasbecher aus einem frühmittelalterlichen Grab in der Kirche von Sissach.
- Historisches Museum Basel: Sonderausstellung «Schatzfunde»; mehr als 600 Objekte aus diversen Fundstellen (s. Seite 164 ff.).
- Gemeinden Eptingen, Zunzgen und Füllinsdorf: Verlängerung der Ausleihe von Modellen der Burgen Riedfluh, Büchel und Altenberg.
- Ortssammlung Ormalingen: Sonderausstellung «Die römische Villa mit Bad in Ormalingen»; 18 römische und frühmittelalterliche Funde aus diversen Ausgrabungen in der Flur Wolhusen (s. Seite 168 ff.).
- Heimatmuseum Sissach: Sonderausstellung «Sissach 800 Joor»; neun Funde von der Burg Bischofstein: vier Puppenköpfe, Messingpfanne, Saufeder, Hammer, Malschloss, Tritonhorn (Meeresschnecke).
- Universität Basel, Tamara Westphal: Masterarbeit; Material von diversen Ausgrabungen der Fundstelle Waldenburg, Gerstelfluh.
- Diverse Ausleihen von Grossobjekten, Eisenfunden und Münzen an externe Firmen für Restaurierungsarbeiten.

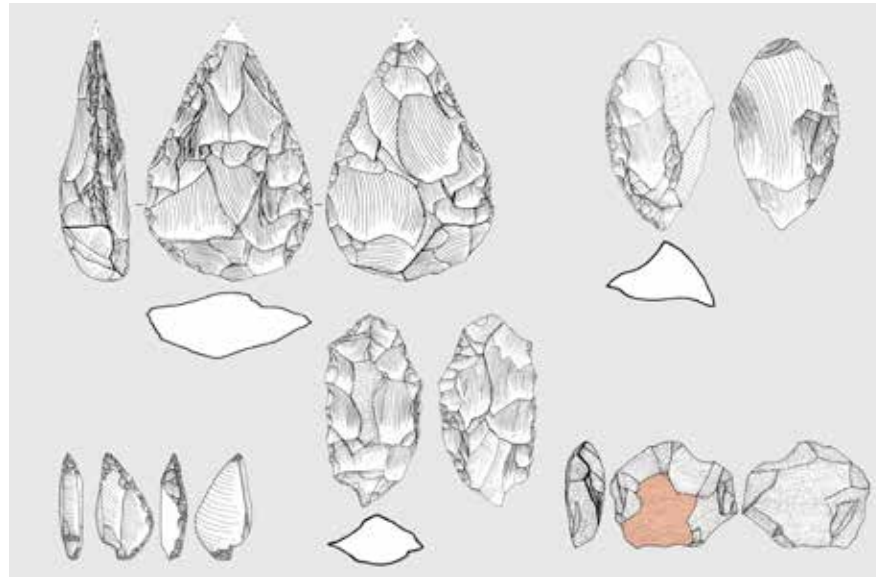


Publikationen

- Cecilie Gut/Nora Näf/Lukas Richner, First-
ständerbauten in der Nordwestschweiz. Stand der
Forschung in den Kantonen Aargau und Basel-
Landschaft. In: Arbeitskreis für Bauforschung
(Hrsg.), Firstständerbauten. Südwestdeutsche Bei-
träge zur historischen Bauforschung 11 (Stuttgart
2025) 85–100.
- Reto Marti/Christoph Reding, Archäologischer
und geschichtswissenschaftlicher Forschungsstand
zu den Burgen der Nordwestschweiz. In: Nina
Gallion/Angela Kaiser-Lahme/Sabine Klapp
(Hrsg.), Burgen am Oberrhein: Einheit oder Viel-
falt? (Oppenheim 2025) 32–42.
- Markus Schaub, Die römische Villa mit Bad
in Ormalingen. Geschichte und Rekonstruktions-
versuch (Eigenverlag, Ormalingen 2025).
- Jürg Sedlmeier/Jehanne Affolter/Reto Marti/
Philippe Rentzel/Anna Schuh/Ninon Taffin, Eine
neue mittelpaläolithische Freilandfundstelle in der

Nordwestschweiz mit dem Nachweis eines MTA-
Faustkeils. Archäologisches Korrespondenzblatt
54, 2024, 433–458.

Nur zwei Jahre nach
den Sondierungen vor
Ort sind die wichtigen
mittelpaläolithischen
Funde von Füllinsdorf,
Oberholz publiziert.



Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, Muttenz, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil) Hortfunde (Münzschatz von Füllinsdorf)
200			
400	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (Muttenz-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (Muttenz-Hard, Pratteln)
600			
800	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigte Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, Muttenz ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1000			
1500			
2000			
3000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hogue-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silixabbau (Lampenberg-Stälzler)
5500	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften Fundzunahme	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
7000			
10 000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silix und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung im Spätpaläolithikum (ab 12 600 v. Chr.)	Faustkeile (Pratteln, Füllinsdorf) Chopping tool (Reinach, Arisdorf, Münchenstein) Freilandstation (Muttenz-Rütihard) Silixgewinnung (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
50 000			
100 000			
150 000			
300 000			
600 000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...) Aussiedlerhöfe</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Aufhebung Flurzwang (-1829), Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Zunahme des Steinbaus, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618–1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buis, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888–1032)</p>	Frühmittelalter	1000 800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

